

Nr. 31 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 31 — Sonntag, 5. August 1934

Abendfahrt auf der Mosel.

Die Paddel tauchen nur noch langsam und sachte ins Wasser, wie im Traume. Dann schlafen sie ganz ein. Und nun gleitet das Boot sanft hin, von keinem Willen beherrscht, nur dem Triebe folgend, der das Wasser seinen Weg gehen heißt, einem Ziele zu, das wie die Ahnung von etwas ist, das vor langer, langer Zeit schon einmal, schon unendlich oft vielleicht erreicht wurde.

Die letzten Tropfen lösen sich von den Paddeln, in den immer ein wenig größeren Abständen der sterbenden Schläge einer Uhr. In magischen Kreisen, die einen Augenblick über die klare Fläche zittern, weiten sie sich und sind dann wieder ganz eins mit dem Fluß. Dann steht die Zeit still, und die große Verwandlung ist da.

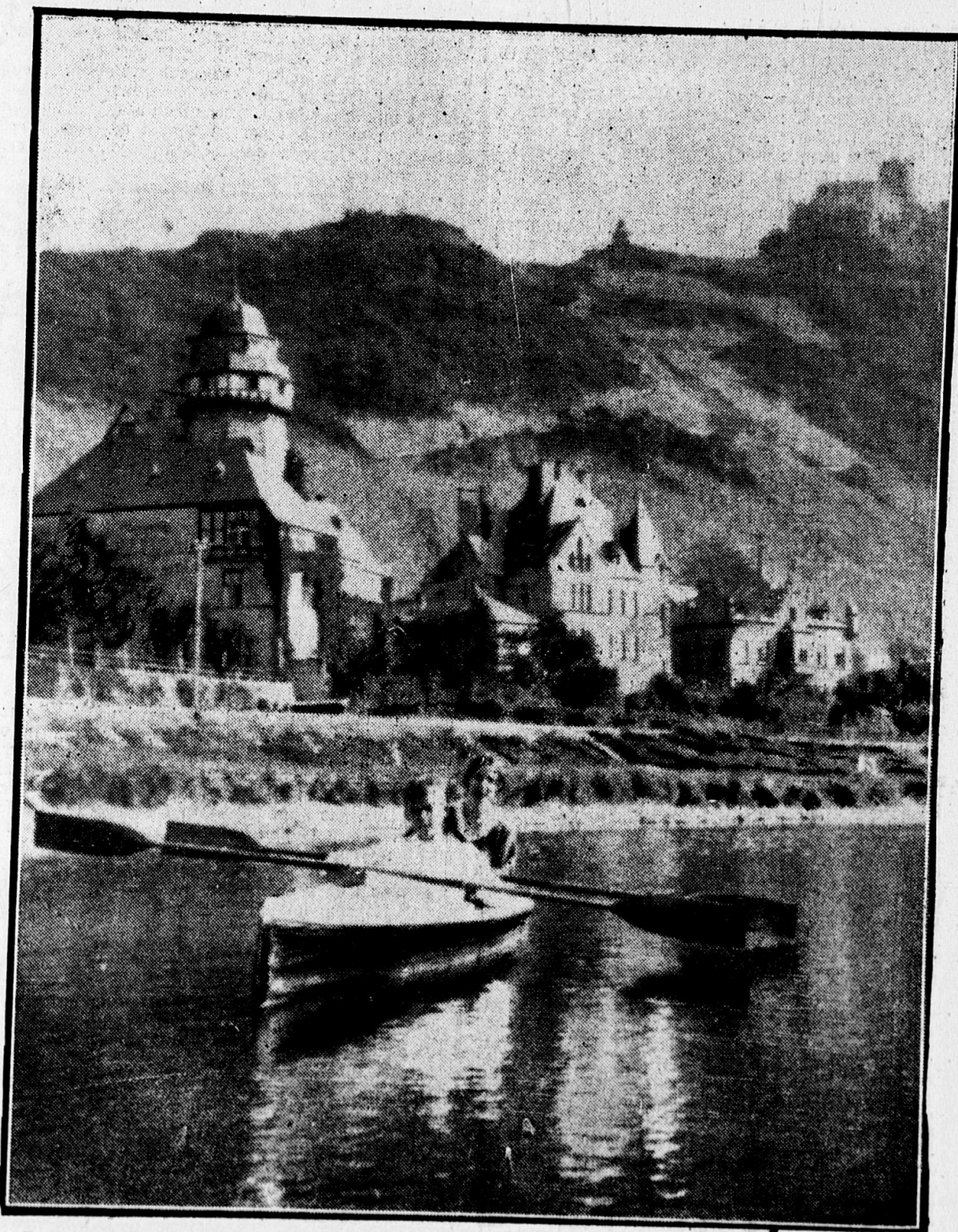
Kennst du noch Sorge und Unrast? Warst du nicht einmal ängstlich und mißtrauisch, es könne einer deine Seele in Ketten schmieden? So wenig Sorge tragen wie der Fluß, daß er sein Ziel verfehle, so wenig wie die Sonne besorgt sein, daß sie vor Abend niedersinke, das lehrt die strömende Musik des Wassers, wenn sie gesättigt ist von den Strahlen der untergehenden Sonne, und wenn die Zeit aufgehört hat, zu sein. Und wie das Wasser, sich tausendmal verschenken, ohne die Furcht, eines Tages ein Bettler zu sein. Nein, mehr, die Gnade haben, schenkend und verschwendend immer reicher zu werden, zu wachsen und zu reifen.

Wenn du dich so aufgetan und geweitet hast, scheint auch die Landschaft anders geworden zu sein. Ohne die Farben und Klänge, die wohl die sommerlichen Gäste des Tales rühmen, dafür durchscheinender und wirklicher. Wer aus einer ernstgewichtigen Stadt des Nordens oder Ostens kommt, mag wohl glauben, das müsse ein merkwürdiges Völkchen sein, das ohne die Schwere notwendiger Feldarbeit und ohne die Nützlichkeit des Handwerker- oder Händlerberufs sein ganzes Leben dem Wein, einer zwar angenehmen aber letztlich entbehrlichen Bereicherung des Daseins widmet, es müsse irgendwie eine falsche Einstellung zum Leben haben, auf jeden Fall sei es sicher ganz anders als man selbst. Dabei ist viel trauriger Irrtum. Wenn das Land aus besonderen Quellen lebt, so muß man ihnen nur ein wenig nachgehen, und man wird finden, daß sie stark und lebendig sind, wenn auch oft sehr verschüttet.

Ein wundervoller Gegensatz ist in der Landschaft. Hier ist jedes Eckchen des Bodens ausgenutzt, oft durch Terrassen erst zugänglich gemacht, hundertfach bearbeitet und gepflegt, gegenüber, wo die Sonne nie mit voller Kraft hinscheint, mag der Hunsrück- oder Eifelwald bis tief ins Tal kommen. Man fühlt, welche Kraft aus diesem Wechselspiel quillt. Jener Wald mußte zum Teil weichen, um einer mit römischer Vernunft angelegten Kultur Platz zu machen, daneben erhält diese ihre Kraft und ihren Schutz von den Wäldern. Bei dem sorgfältigen Terrassenbau der Berge, dem Zerlegen der Flächen in ungezählte rechtwinklige und rhombische Figuren, möchte man von lateinischer Strenge sprechen, wie sie auch die großen Männer des Tales auszeichnete. Aber die Kräfte des Landes sind mannigfaltig. Vor der Kälte und Erstarrung westlicher Formelbegierde bewahrt die Urkraft der Wälder und die große Begeisterungsfähigkeit, die Mystik des Weines.

Was ist das auch eine Besonderheit mit dem Wein hier an der Mosel, dem Gewächs, das man südlicheren Ländern vorbehalten glauben sollte. Mit Kupfervitriol, mit Nikotin, Schwefel und wer weiß, was allem werden die Reben hier behandelt. Trotzdem macht oft genug das Regenwetter, der Wurm oder sonst etwas Widriges alle Mühe umsonst. Nur ab und zu gibt es ein Weinjahr. Im Süden gedeiht der Wein ohne die vielerlei Sorgen feuriger. Das hier ist ein echt deutscher Wein, voller Mühsal, Händeringen, Fluchen und Beten, aber er hat eine wundervolle Gnade vor dem südlichen Trunk voraus, eine Gnade, die eine beglückende Rechtfertigung für all unser Schwernehmen und Abplagen mit den Dingen ist, daß er nicht für einen Augenblick schön ist und berauschend, daß er vielmehr nach Jahren noch Labsal und mystischer Verwandlung ist, ja, daß er erst mit den Jahren reift, angefüllt ist mit dem ganzen Leben, der Freude und dem Leid, daß er eine Seele hat.

Die noch von heißer Mittagssonne glühenden Hänge kühlt ein Abendwind, der seine Herbe von den Bergen hat. Er ist wie reines Öl, in dem die von der Sonne kranken Glieder sich baden. Sie sind krank und doch selig, denn die Sonne war doch das Glück. Das Land hat sie getrunken, tief und ganz, und jetzt ist es ernster und reifer. Um diese Stunde, wenn die Sonne Abschied nimmt, könnte man glauben, es sei hier ein Stück Paradies, wenn



Ferien auf der Mosel bei Berncastel

Photo: W. D.

nicht da hinein die ersten Wälder und die dunklen Stimmen aus dem Fluß vernnehmbar wären.

Und das Boot gleitet und gleitet. Auf einmal ist die Dämmerung da. Man sieht schon Lichtschein in den Häusern am Ufer, aber es ist wie ganz fern, zurückgeflohen vor dem Fluß und den Wäldern. Nur eine ganz zitterige Brücke führt vom Boot zu ihm hin. Die Berge sind voll tiefer Sehnsucht, und die Wasser scheinen schneller zu strömen. Jene süchtige Melodie geht ins Blut über, ist voll dunkler Betörung.

Den ganzen Tag schaukelten wir uns schweigend voran, dann glitten wir stumm weiter. Jetzt sind einmal Worte da, ohne daß

Eingelegte Ruder.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Meine eingelegten Ruder trafen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts, das mich verdrießt! Nichts, das mich freut!
Niederrinnt ein schmerzloses Heule!

Unter mir — ach, aus dem Licht verschwunden —
träumen schon die schönen meiner Stunden.

Aus der blauen Tiefe ruft das Gesträuch:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

wir wissen, wer sie begonnen hat. Sie gehen von den sommerlichen Weinbergen fort mit den ziehenden Wassern bis zu jenem nie ausgekannten Gigantischen, dem Meer, sind gespannt zwischen Leben und Tod. Du glaubst dem Unergründlichen näher zu sein. Solange es Tag ist, und deine Kräfte reichen, magst du den Fluß hinauf dich mühen, die Nacht und der Traum führen dich dem Ziele zu. Steuerst du tagsüber zu Tal, ist dir vielleicht eine Nacht am Ufer vergönnt. Auch die ist bemessen. Alles untertan dem Gesetz des Wanderns.

Bist du nicht auch ausgesöhnt mit dem Unfaßlichen? Nur eins beunruhigt, jene verworrene Stimmen des Flusses, die Geister der Ertrunkenen und der ins Wasser Gelaufenen, jener, die nicht bis zum Ziele reisten und reiften. Mag sein, daß sich ihr Leben erfüllt haben, indem sie uns das Ziel nicht vergessen machten.

Das Wasser ist die größte Magierin. Ueber wen sie den Bann wirft, der mag wohl nur noch den einen Wunsch haben, sich auf ihren schleifenden, phosphoreszierenden Wogen dahintragen zu lassen. — Auch wir wollten uns die Nacht über den Fluß hinabtreiben lassen, abwechselnd sollte einer wachen. Aber die Leute erzählten uns beim Einkauf des Abendbrots von gefährlichen Fischernetzen, die stromab gespannt seien, und daß erst am Vortage dort zwei Paddler ertranken. So entschlossen wir uns, noch spät das Boot aus dem seltsam psalmodierenden, schimmernden Wasser an Land zu ziehen.

W. D.

Die Hoffnuny von 1897. / Von Werner Oellers.

Andreas Prosper stand hembärmelig vor einer Schüssel und wusch sich. Er schruppte mit dem Winstein an den Fingern herum, daß man meinte, er wolle die Haut abreiben. Schrubmader haben ihre Last mit den Fingern. Als das Gesicht an der Reife war, stöhnte und prustete er, als ginge es um sein Leben. Wie ein Ertrinkender schnappte er nach Luft.

Im Hintergrund der Küche saßen die andern beim Abendbrot, die Mutter, die Großmutter, die Kinder und der Lehrling. Es ging still dabei zu, man hörte von ihnen nichts als ein paar halblaute Worte und das Klappern der Eßgeräte. Denn der Meister war brummig, wenn er ausging. Und die Meisterin war es auch. Beide waren es aus Grund. Nicht als ob das Mädchen es nicht gerne gesehen hätte, wenn der Mann in Gesellschaft ging, zu einem Glas Bier! Im Gegenteil, sie war froh, wenn er einmal aus dem Haus heraus war. Gerade darum aber tat sie, als mache sie Opposition. Dann war sie sicher, daß er ging. — Andreas aber brummte, um zu bedeuten, wie ungern er ausging. Daß ihm eine Last sei und nur Geschäfts-rückichten und allerhand Verpflichtungen ihn hinaustrieben. Der Unterschied zwischen dem Gebrumme des Meisters und dem Gebrumme der Meisterin lag darin, daß Mädchen Andreas durchschaute, Andreas aber nicht das Mädchen. Indessen ist es wichtig zu bemerken, daß das Geknurre und Geklappere seit einiger Zeit begommen hatte, dem Meister weniger vom Kopf als vom Herzen zu kommen. Aber das wußte die Meisterin nicht. Sie hielt es noch immer für seine Laune.

„Wo ist das Handtuch?“ brummelte der Meister und blinzelte durch einen Spalt der fast geschlossenen Augen tiefenden Gesichtes zum Tisch hinüber. Mädchen sprang auf und brachte das Handtuch. „Der Kragen und das Schenkelstück, wo sind sie denn?“ Alle sprangen auf und suchten. Der Kragen und das Schenkelstück lagen hinter der Nähmaschine. „Hier ist der Schlip, Papa!“ Karlchen hatte ihn schon eifertig beim Widel. Hannes, der Lehrling, hatte den Spiegel von der Wand genommen und hielt ihn dem Meister in Augenhöhe vor. Paradies, da fiel ein Kragentüpfchen. Aufgeregt krabbelten die Kinder am Boden herum und suchten. „Zum Henter, ist denn kein Kragentüpfchen mehr im Haus?“ Das galt Mädchen, Mädchen hatte die Aufsicht über alle Kleidungsstücke, also auch über die Kragentüpfchen. Dessenungeachtet knurrte sie zurück. „Was weiß ich, wieviel Kragentüpfchen du hast?“ Zum Glück hatte Karlchen in diesem Augenblick den Flüchtling tief unterm Küchenschrank erwischt. So konnte die Prozedur fortgeschritten. Wunderbarerweise machte der Schlip diesen Abend keine größeren Schwierigkeiten. Er war eine Betonkonstruktion und wurde hinten mit einer metallenen Schnalle gehalten. Jetzt noch die Röllchen (Mädchen reichte sie ihm), die Weste, der Rock, Andreas war fertig. Er guckte noch einmal in den Spiegel, fuhr sich mit der Hand über den glattgeschorenen Kopf und war mit sich zufrieden. „Also, dann gute Nacht!“ sagte er und ging. An der Tür drehte er sich noch einmal um, er hatte das Wichtigste vergessen. „Hannes, die Weste!“ In der Werkstatt, neben der Wäsche! Hannes flüchte davon wie ein geister Witz. Derweilen füllte Andreas den Tabaksbeutel, eine getrocknete Schweinsblase mit einer grünen Schnur zum Zubinden. Bald auch sein Tabak mehr im Haus, dachte er und seufzte ein wenig. Endlich war soweit, er war draußen.

Andreas Prosper war seit vielen Jahren Vorsitzender des „Lotteriekubus Unsere Hoffnung von 1897“. Schon vor dem Kriege hatte er ihm angehört. Vielleicht hatte die Suggestion seines Namens dazu beigetragen, daß er auf den Verein so große Stille hielt. Aber bis heute war das Glück der Hoffnung von 1897, die allezeit nicht mehr und nicht weniger als 12 eingesehene Bürger zu Teilhabern und Besizern hatte, beharrlich aus dem Weg gegangen. Keines der Mitglieder hatte freilich auch früher in den guten Jahren, das Glück notwendig gehabt. Sie hatten ihm zu ihren geselligen Stammtischen einen Weg geebnet, damit es, sollte es ihm einmal einfallen, ungehindert und mit schmetternden Fanfaren bei ihnen einziehen könne. Diesen Weg hielten sie auch heute noch offen, obwohl die monatlichen Beiträge in zwischen manchem eine Verschwenkung, zwar eine kleine, aber eine zuzügliche, geworden waren. Aber gerade daraus, daß sie bisher übergegangen oder nur von wenigen unbedeutenden Treffern getroffen worden waren, schloffen, sie, daß Fortuna einen fetten Schinken für sie auf der Hinterhand hatte. Daß diese Schlussfolgerung sich als richtig erweise, hoffte vor allem Andreas. Denn seitdem Krieg und Inflation ihm alles Ersparte genommen hatten, ging es ihm schlecht, sehr schlecht. Als es vor einigen Jahren wieder aufwärts zu gehen schien, als er wieder drei Gefellen und zwei Lehrlingen beschäftigte, hatte er sich verlesen lassen, eine Hypothek auf sein Häuschen zu nehmen, damit er Bewegungsfreiheit habe. Kurz darauf war die Krise gekommen, Schwindel und Schwindel, schwere Verluste. Ein Händler in der Stadt, ein Gauner, der von ihm einen größeren Posten Arbeitsschube bezogen hatte, hatte ihn auf seiner Forderung sitzen lassen. Jetzt hatte Andreas kaum noch Arbeit für sich und den Lehrling, aber die Verpflichtungen liefen in fast alter Höhe weiter. Um es geradeheraus zu sagen: Wenn nicht ein Wunder geschähe, würde der alte, ehrbare Andreas Prosper in wenigen Monaten bankrott sein. Er würde den Wechsel, der in der nächsten Woche fällig war, noch nicht zur Hälfte decken können, ganz zu schweigen von denen, die später kamen.

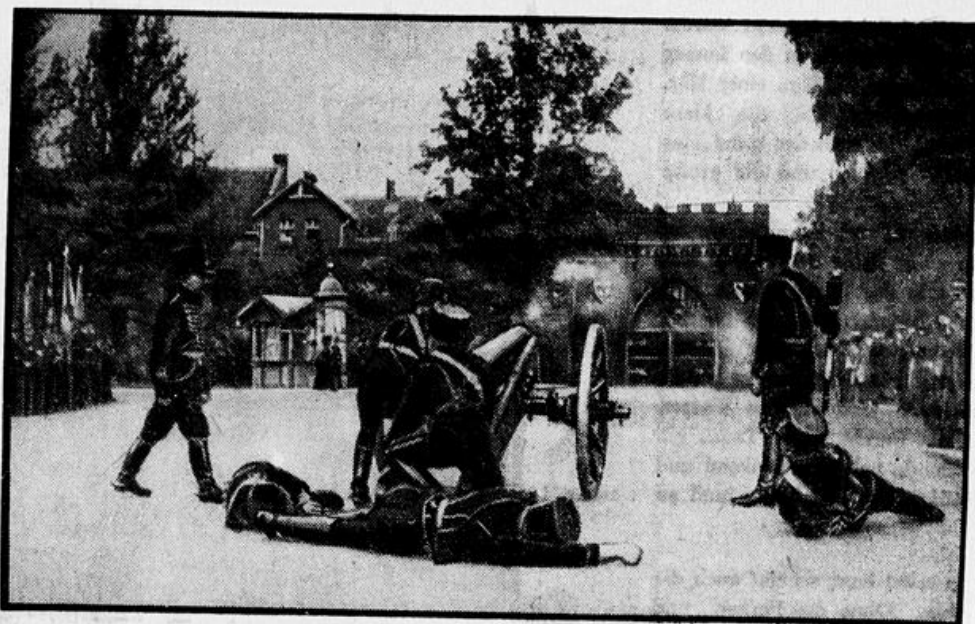
Zuhause wußten sie das nicht, weder das Mädchen noch die Kinder. Die Sorgen trug Andreas allein. Wäre es anders, wenn sie es wüßten? sagte er sich. Und war es nicht möglich, daß es doch noch eine Wendung gab? Dabei hatte er keine heimliche Hoffnung auf die Hoffnung von 1897 gesetzt. De schlechter es ihm ging, je ungeduldiger die Gläubiger wurden, desto fester und zuversichtlicher hatte er auf die Lotterie gebaut, die sein gutes, vertrauenswürdiges Herz als ein Werkzeug des lieben Gottes zu betrachten angefangen hatte. Er glaubte es, im Gefühl zu haben, daß von dort die Rettung kommen werde. Es war mit der Zeit eine fixe Idee geworden, die er selber schon hundertmal unwillig abgeschüttelt hatte und die dann zum hundert-einten Male, ohne zu weichen, in ihm war.

Die Straßen des Dorfes, durch die Andreas dem Vereins-lokal zuzug, waren düster und leer. Nur hier und da brannte ein spärliches Gaslicht, drang gelblicher Lampenchein durch die Fenster der Häuser. Die wenigen Menschen, die unterwegs waren, hielten eilig, geschäftig vorüber. Es war eine kalte, ungemütliche und feindliche Welt. Ihre Leere und Trostlosigkeit, die düstere Traurigkeit der Straßen, legten sich dem Andreas mächtig auf die Seele und machten ihn wieder ganz nutzlos. Ich bin ein Narr, dachte er, daß ich von der bloßen Loterie etwas erwarte. Hatte er nicht Angst gehabt, das Radio anzustellen, als die Gewinne durchgefagt wurden? Ja, er hatte Angst gehabt. Das erkannte er jetzt deutlich, er sah jetzt auf den Grund seiner Seele. Aber schon begann die Seele, die kindliche, optimistische niederdeutsche Seele Gegenkräfte zu entwickeln. Was zerbricht du dir den Kopf? raunte sie ihm zu. Ist es nicht vier Jahre lang, in Schützengraben und Trommelfeuer, um dein

Leben gegangen, um deine nackte Existenz, um deine ganze Welt? Und nun machst du dir Gedanken wegen so eines Kramlabens? Wartet du etwa schuld am Kriege? Na, also! — Andreas sah das ein, und er sagte halblaut vor sich hin: Ich bin ein alter Narr!

Im blauen Döfen war schon ein halbes Duzend versammelt. Sie hatten ihre Pfeifen in Brand gesetzt, die Meise lang unter den Tisch gesteckt und warteten auf den Vorsitzenden. Da war Peter Gager, der bide Metzger, Franz Reel, der Altkar, der eine Brille und einen Fiedel im Gesicht hatte, der dürrer Anton Wacker, Weiß- und Wollwaren, Josef Dahlen, Schloßerei und Reba-raturwerkstatt, Jakob Proffittlich, Damen- und Herrensalon, und Johannes Kautschuk, Bäckerei, Konditorei und Vikorstube. Die andern würden noch kommen, zuletzt Dupp Merten, der die Gewinnliste aus der Stadt mitbrachte.

„Liebe Vereinsbrüder, sagte Andreas und er hatte dabei die Rechte mit der Muggpfeife in die Schweinsblase getaucht und stopfte, liebe Vereinsbrüder, wie machen wir es dieses Jahr mit dem Essen? Damit war die Sitzung eröffnet und in die Tagesordnung eingetreten. So gingen sie denn an zu überlegen und von Erbsenluppe und Schweinepöckchen zu reden, von Schlenkerfleisch und Meerettischlaue, von Schweinebraten und Salat, von „Mit Damen“ und „Ohne Damen“. Während sie darüber noch mit nassen Jungen und glänzenden Meuglein debattierten, polterte, ein wenig gewichtig wie immer, Anton Wacker mit einer „grundtäglichen Frage“ dazwischen: Ob sie denn das Essen in diesem Jahr überhaupt abhalten sollten oder ob sie nicht lieber in Anbetracht der Schwere der Zeit —? Aber da kam er richtig an. Wenn man das Essen ausfallen lasse, könne man gleich den ganzen Verein ausfallen lassen, sagte der Metzger kategorisch. Darvohl, den ganzen Verein, den zweit-



ältesten Verein von den 72 Vereinen im Ort. Ob er sich klar gemacht habe, was das bedeute? Und, leiste Proffittlich dazwischen ob er, Wacker, nicht wisse, daß die Wirtschaft wieder in Gang gebracht werden sollte? In diesem höheren Sinne nämlich ließe das Essen eine Tat, jawohl, eine Tat! Punkt. — Ueberhaupt, was haben wir denn sonst noch vom Leben? fragte Hannes, und in seinem Gesicht stand die ganze Tragik einer schwergeprüften Generation.

Anton wandte sich um Hilfe an den Vorsitzenden. Andreas, was meinst du dazu? Aber Andreas war nicht bei der Sache. Er hatte ferne und matte Augen und ergrübelte fast über die Anrede. Da, ich meine, sagte er und schwenkte in seiner Verlegenheit die Pfeife aus, daß der Speichel an den Boden tropfte, ich meine, das will gründlich überlegt sein. Es kommt doch vor allem drauf an, wie es mit der Kasse steht. Und das hängt doch davon ab, was der Dupp heute abend mitbringt.

Sie sahen sich an und nickten bedächtig mit den Köpfen. Früher hatten sie das Essen schon mal aus eigener Tasche bezahlt, aber heute? Auf jeden Fall, sagte Peter Gager noch einmal, das Essen findet statt. Wir können es so billig machen, wie es geht, und ich lasse am Ende auch noch mit mir reden. Aber es findet statt. Damit klappte er seinen weißen Korb mit knapper und lachmüdigem Wenden in den Rücken.

Uebri gens, flüsternte Proffittlich, ich habe das Gefühl, als gäbe es heute was. Auch Anton Wacker hatte so ein Gefühl. Ob denn keiner im Radio etwas gehört habe? Keiner hatte etwas gehört. Unim! sagte Schneider Willem, der inzwischen angekommen war, und stieß gewaltige Rauchwolken vor sich in die Luft.

Da floß Dupp Merten zur Tür herein. Sie sahen ihn auf-merksam und gespannt an, aber kein Gesicht verriet gar nichts. Das war, weil er selber noch nichts wußte. Er hatte wohl die Gewinnliste in der Tasche, aber er hatte das Blatt verloren, auf dem er die Nummern ihrer Lose notiert hatte. Die Lose, fünf Achtel, lagen im Vereinsschrank.

Eiligt machten sie sich darüber her. Ueber den Tisch gebeugt, reckten sie ihre Köpfe und Pfeifen zusammen, schauten und ver-glichen. Aus dem Fächer ihrer Haupter stieg eine gewaltige blaue Rauchwolke senkrecht in die Höhe.

Nur Andreas blieb teilnahmslos sitzen. Er war auf einmal ganz sicher, daß es nichts gegeben hatte. Mit einem Schlage war ihm das klar geworden. Aber er war inwendig merkwürdig ruhig. Es war ganz leer in ihm, leer auch von Sorgen und Kummermissen. Eine sozusagen schmerzhafteste Heiterkeit, weise und resigniert, wandelte ihn an. Wie tönnisch das ist, dachte er.

Die andern verglichen. Das erste Achtel war nichts, das zweite Achtel war nichts, das dritte Achtel brachte ein Freilos; das vierte war nichts, das fünfte — das fünfte: zwei Nummern neben einem Hauptgewinn von fünfzigtausend Mark! Andreas haßt du es geizen? Hast du Worte? Zwei Nummern vor — schau her: wir haben 37 647, und hier 37 649 — Haupttreffer von fünfzigtausend Mark!

Sie hatten rote Köpfe, ihre Augen glänzten. Da soll doch der Teufel dreinschlagen, sagte Gager und schmettete die Faust, Handschuhsnummer zwölf, auf die Tischplatte, daß die Gläser erschrocken aufsprangen. Sie schimpften, sie fluchten, sie waren außer sich.

Nur Andreas sah da und lächelte. Schade, sagte er, ist abe und er fügte hinzu: Dann ist es auch das nächste Mal so gut wie sicher.

Er hatte „auch“ gesagt, ohne es recht zu wollen, ohne Ueber-legung. Die andern hatten es nicht beachtet, aber er selber hatte es bemerkt. Und da fühlte er in sich einen bitteren Schmerz, wie man ihn verspürt, wenn einem ein guter, treuer Freund

beistimmt. Mehr aber war es nicht. Daß seine „letzte Hoffnung“ zusammengebrochen war, traf ihn nicht, wie er es befürchtet hatte. Nichts blieb als eine stille geheime Wehmut. Es war merkwürdig.

Das ging ihm noch durch den Kopf, als die andern sich schon wieder dem Essen zuwandten. Der Ausfall der Ziehung hatte der Wirtschaftsunterbelung in höherem Sinne geschadet. Aber sie gingen nicht davon ab. Es sollte nun Erbsenluppe geben und frisches Schweinefleisch, das der Peter zu halbem Preise liefern würde. Und um noch eine entscheidende Verbilligung zu erzielen, beschloffen sie einstimmig, daß in diesem Jahr die Damen bei dem Essen ausfallen sollten. Mit dem letzten Entschiede hatte sich erstmalig die Forderung einer Minderheit durchgesetzt, die unter Führung des Altkars Reel seit Jahren erbittert, aber erfolglos darum gekämpft hatte, daß die Mitwirkung der Damen am geselligen Vereinsleben auf den Ausflug im Sommer be-schränkt werde. In der Freude des endlichen Sieges gab nun der Altkar eine Runde, der sich später noch einige andere an-schlossen.

— Es war schon spät in der Nacht, als Andreas zusammen mit Schneider Willem nach Hause ging. Der Gang war noch fest und aufrecht, wenn auch die Knie ein wenig weich zu werden angingen. „So ist nun das Leben“, sagte Willem, „wieber ein Tag vorbei.“ — „Ja“, sagte Andreas, „so geht alles herum.“ Es war kalt und neblig, sie hatten die Kragen hochgestellt und stoben. „So ist das Leben“, fing Andreas nach einer Weile wieder an. „Es kommt immer auf eine kleine Ede an. Daran ent-scheidet sich alles. Und du kannst nichts machen. Entweder kommst du um die Ede herum, dann lebst du; oder du kommst nicht daran herum, dann gehst du kaputt. Und du kannst garnichts drausmachen.“ — „Ja“, sagte der Willem, „da hast du wohl recht, Andreas.“ Und er dachte bei sich: Der Andreas ist heillos. Schweigend gingen sie nebeneinander her. Laut klappte der Schlag ihrer Stiefel auf das Straßenpflaster, in den Nacht-

Halberstadt feiert seine Geschichte.

Zur Erinnerung an die vor 125 Jahren erfolgte Befreiung Halberstadts von den Franzosen durch den schwarz-herzog von Braunschweig fand eine Darstellung des damaligen Geschehens statt. Hier gibt der Major der schwarzen Schar den fünften Kanonenschuß das Zeichen zum Sturm auf das Kuhlinger Tor.

sichen Ort. Vor seiner Haustür blieb Andreas stehen und packte den Schneider beim Rock.

„Du, Willem“, fragte er, während er festig an dem Rock zwupfte, „nun sag mir mal: Warum hatte unter Nos 47 und warum hatte es nicht 49? Ich frag dich: Warum?“ — „Ja“, sagte der Willem, „warum?“ — „Siehst du“, sagte Andreas, „so ist das Leben. Da kannst du nichts machen —. Na denn, Nacht, Willem!“ — „Nacht, Andreas!“

— Am nächsten Morgen war dem Andreas nicht wohl. Er mußte sich lange besinnen, wie alles gewesen war. Nachher hatte er's. Richtig, er war kaputt, total kaputt. Die letzte Hoff-nung dahin. Das jagte er sich mit aller Deutlichkeit, das wollte er ganz klar und wach erfassen. Aber es war seltsam: wieder drang es nicht so in ihn, daß sein innerer Zustand etwas mit Gebrochenheit oder Verzweiflung zu tun gehabt hätte. Er spürte nur wieder Trauer und Wehmut, den Schmerz um Ver-lorenes. Bin ich denn so ein leichter Vogel geworden, so ein Luderjahn, dachte er, daß mich das inwendig so wenig packt? Der wird das erst kommen, wenn der Gerichts-vollzieher im Haus ist?

Als ihn beim Morgentafel das Mädchen forschend und sorgen-voll anah, erwiderte er und nahm sich vor, ihm am nächsten Tag, wenn sein Kopf wieder klar sein würde, reinen Wein einzus-träufeln.

Indessen sollte es anders kommen. Am Nachmittag brachte der Postbote einen Brief aus der Stadt, der als Abiender den Rechtsanwalt Jander auswies. Andreas erwiderte und wendete den Brief sorgenvoll und ängstlich hin und her. Schon wieder Kosten, dachte er grimmig und war nahe daran, das Ding un-gelesen verschwinden zu lassen. Schließlich mit den Worten: „Es ist jetzt doch alles egal“, öffnete er und las: „Sehr geehrter Herr Prosper! Von einem Mittelsmann hörte ich heute morgen, daß der Kaufmann Karl Sabach, gegen den ich vor drei Jahren ihre Interessen vertreten habe, bei der letzten Ziehung der Preussisch-Süddeutschen Klassenlotterie mit einem Gewinn von zweitausend Reichsmark herauskam. Ich habe daraufhin sofort den Betrag Ihrer Forderung einschließlich aller Zinsen und Kosten in der Gesamthöhe von neunhundertzweiunddreißig Mark beizulagern lassen. Ich erwarte Sie zur Abrechnung in meinem Büro. Ergebnis. Dr. Jander.“

— Was ist nur mit dem los? dachte Hannes, der Lehrling: Da stand der Meister mitten in der Werkstatt, starrte mit fernen Augen auf den Brief, und seine Hände zitterten. Und nun tollten gar aus seinen Augen zwei Tränen langsam die bageren Waden herab. Dabei sagte er halblaut vor sich hin: „Ich hab es gewußt, ich hab es gewußt.“

Sommerstille.

Die Tannen niden schläfrig ein, und unter dichtem Winstenland Quirl träumerisch ein Wasserlein Durchs grüne Moos zum Wiesenland.

Nur Falter flattern dann und wann, Als träumten sie im Duffe schwarzer. Und wiegen auf dem Balsbrian Die vollen Dolben hin und her.

P. Ansgar Pöhlmann

Um Neuf herum

Mit Auto, Photoapparat
und guter Laune zum Landkreis

Büttgen.

Wie vergeht doch die Zeit! — Nun reisen wir schon ein ganzes Jahr lang mit Auto, Photoapparat und guter Laune durch den Landkreis, haben mit viel Liebe all die schönen Orte und die schönen Gegenden unseres Landkreises besucht, haben so manche frohe Stunde im Kreise netter Zeitgenossen erlebt, die gerne berichteten von ihrer Heimat oder, wenn sie zu den ganz Alten gehörten, aus ihrer eigenen Jugendzeit, als es noch so ganz anders war, als heute.

Überall waren wir noch nicht, so groß ist der Landkreis, und auch in Büttgen, wo wir heute einmal hinfahren wollen, haben wir vor ungefähr einem Jahr nur einen ganz kurzen Besuch gemacht. Es lohnt sich schon, dort ausgiebig Umschau zu halten, denn außer dem schönen „Deute“ hat es auch ein reiches „Gestern“, eine Geschichte, die sich fast 1000 Jahre zurückverfolgen läßt, vielleicht noch etwas mehr als 1000 Jahre. Wäre Methusalem im Jahre 1000 nach Christi Geburt in Büttgen geboren, so hätte ich ihn bestimmt aufgeführt und ihn zu einer Autofahrt eingeladen, denn da er bekanntlich 969 Jahre alt geworden ist, so hätte er jetzt immerhin noch 35 Lebensjahre vor sich. Na, das ist nun nicht der Fall, und darum muß man schon einmal in alten Geschichtsbüchern nachblättern, wenn man etwas von damals wissen will.

Aber als lebendigen Erfas für den alten Herrn von Israel habe ich doch jemanden mitgenommen, der zwar gegen seinen noch ein Jüngling in der ersten Blütezeit seines Lebens ist, der aber doch schon seine 86 Jahre hinter sich hat, nämlich Krölls Anton. Und wir haben wirklich Spaß gehabt, bei unserer Rundfahrt durch all die zerstreut liegenden Ortsteile, und mein Begleiter hat bei dieser Gelegenheit sogar einmal das nun so traurig endgültig fertiggestellte Holzkirchlein von Büttgen besucht und viel Freude daran gehabt.

Früher war Krölls Anton (er heißt übrigens mit seinem Familiennamen anders; aber unter seinem richtigen Namen kennt ihn kaum jemand in Büttgen) auf allen Wegen bewandert, denn gerade mit den Wegen von Büttgen hat er zu tun: er hält sie nämlich in Schuß, und 26 Jahre lang hat er treu und wieder mit mehr oder weniger Erfolg gegen die überhandnehmenden Schlaglöcher angekämpft, 24 Jahre lang, bis er mit 75 Jahren in den wohlverdienten Ruhestand trat. Ich stelle ihn hier auf dem Bild unsern Lesern vor, wie er mit seiner unvermeidlichen ganz kurzen Rumpfschneise vor der Büttgener Kirche steht. Er fühlt sich übrigens noch gar nicht so alt und meint, er läme sich noch vor, „wie eine Jung von fünfzehn Jahren“. Und er habe Leute gekannt, die seien 103 Jahre geworden. Krölls Johann scheint Talent dafür zu haben, ebenfalls so alt zu werden.

Er ist übrigens Junggeselle und er wird es mir sicher nicht übelnehmen, wenn ich erzähle, wie es kam, daß er nicht heiratete. Es liegt auch etwas Tragik darin. Seine Schwester hatte geheiratet, und kurz bevor ein Kind zur Welt kam, starb ihr Mann. Und

tun, als einmal hinzufahren. Der Bauer verfügt ja jetzt in der Erntezeit nicht gerade über ein Uebermaß an Zeit, aber die Totentafeln der Raik von Frenz, die dort hängen, hat der Besitzer uns doch liebenswürdigweise gezeigt. Mit dieser Familie von Frenz war

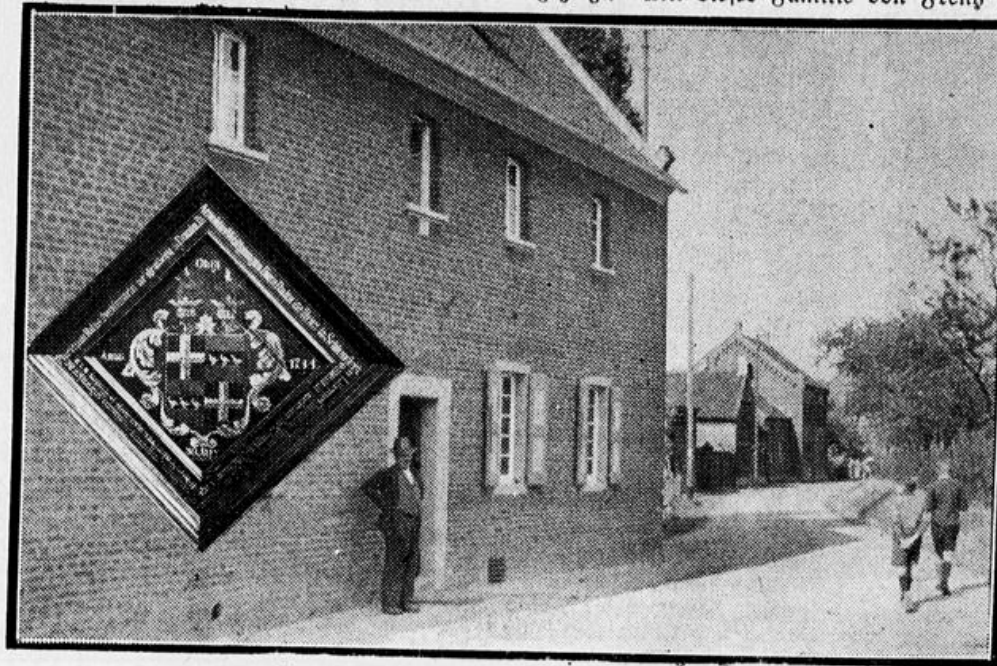
Büttgen bei dem strengen Richterstuhl Gottes anders nichts zu finden haben, als was ein jeder durch die Hand der Armen dorthin geschickt, vernachlässigt er für die Armen in Büttgen 1000 Taler, damit sie für ihn beteten. Sollte aber Büttgen vom wahren katholischen Glauben abfallen, so fielen die vermachten 2000 Taler der nächsten bedürftigen katholischen Kirche zu.

Wenn man so umherfährt durch die weit auseinander liegenden Ortsteile, und schaut über die weiten Ebene, über gelbe oder grüne Felder, von denen die Bauern die Ernte einbringen, so muß man an eine Zeit denken, da es hier ganz anders aussah, da dichter Wald das Land ringum bedeckte. Der Name „Vorst“ erinnert ja noch an jene Zeit, und der schöne Wald, der sich am Kanal entlang zieht, erzählt noch lebendiger von jenen alten Tagen.

Für den Bauern des Mittelalters hatte aber der Wald keinesfalls eine romantische Bedeutung, vielmehr war er für ihn wirtschaftlich von größtem Wert.

Große Freude herrschte, wenn ein gutes Eichenjahr war. Dann wurden die Schweine, nachdem sie mit dem Brandmal verlesen waren, in den Wald zur Eichenmast getrieben, und sie lebten dort wild und ließen es sich wohl sein, um dann eines Tages zusammengetrieben und den Schlachtmessern überliefert zu werden. Das mußten herrliche Schinken gewesen sein, an denen sich die alten Büttgener dann den Winter über vermaçhen konnten.

Uebrigens haben wir uns in Vorst auch einmal nach der Kirche umgesehen, die dort gebaut werden sollte. In den Lössen für die Fundamente wächst lustig allerhand Unkraut, und besonders die Disteln haben auf dem Platz einen guten Boden gefunden. Ziegelfeine liegen umher, als traurige Ueberbleibsel eines Werkes, das mit großer Begeisterung begonnen wurde. Oder soll es doch nicht mehr zu lange dauern, bis die Bauleute dort wieder

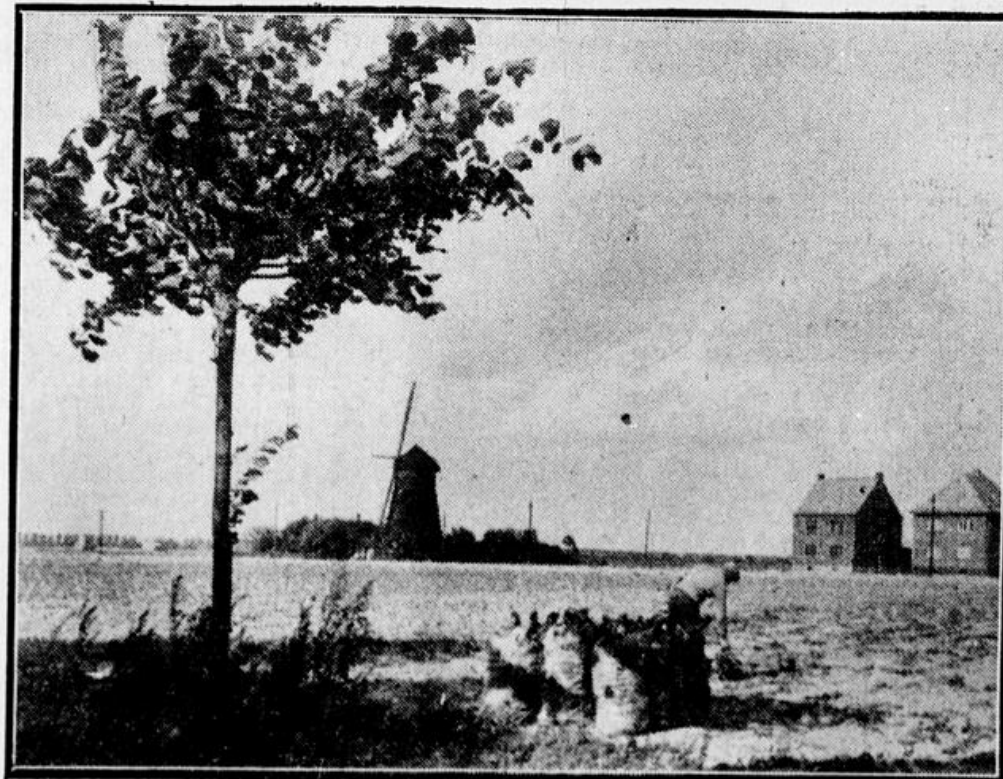


Hier im Felschhof hat Jan von Werth gearbeitet.

da haben die beiden Geschwister überlegt, daß sie nun vorläufig zusammenbleiben wollen. Und dabei ist es ein langes Leben hindurch auch geblieben. In jungen Jahren ist er in der Gegend von Dülken mit „Arnt, holländische Ries und Stief“ herumgereist, und hat sich so mit Fleiß durchs Leben geschlagen. Uebrigens, „Stief“ ist Reiskörnte, für die, die es nicht wissen sollten. Ich hab's auch nicht gewußt. Den Krieg 1870–71 hat er nicht mitzumachen brauchen. Seine Erinnerungen gehen aber noch weiter zurück, und er erzählt von alten Leuten, die noch „onger dem Franzus“ gebient hatten, also unter Napoleon, die mit kurzen Hosen, Strümpfen und Schnallenschuhen und einen hohen Hut auf dem Kopf im Wirtshaus saßen, und da immer „geachtet“ haben. Und er erzählte, wie Büttgen noch klein und ein armes Dorf war, weil die Leute sehr wenig zogen, bis dann später bei der neuzeitlichen Beackerung allmählich ein allgemeiner Wohlstand einzog. Und einige Generationen hat Krölls Anton schon sterben sehen.

Wenn man in Büttgen weilt, so darf man natürlich auch Jan von Werth nicht vergessen, der dort auf dem Felschhof seine Jugendzeit verbrachte. Und was kann man da besser

Jan von Werth, ich habe es übrigens früher schon einmal erzählt, hat doch Winand Hieronymus Raik von Frenz zu Schlenderhan die Tochter Jan von Werth's, Lambertina Armgarbis geheiratet. Die Totentafel eines Nachkommens, Arnoldus Wolfgangus Raik von Frenz zeige ich Ihnen hier auf dem Bild. In Wirklichkeit hängt sie



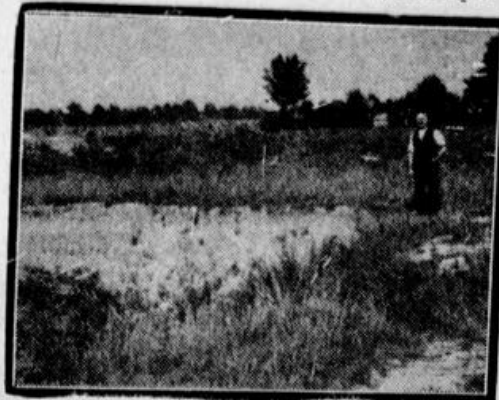
Auf den Feldern wird geerntet

natürlich nicht vorne auf dem Hause, sondern ist nur auf das Bild aufgelegt worden. Suchen Sie also bitte nicht vergebens in Büttgen nach dieser interessanten Häuserfront. Von außen erkennt man das Alter dieses Hofes nicht, aber die Räume sprechen von der reichen Vergangenheit dieses historischen Bauernhofes.

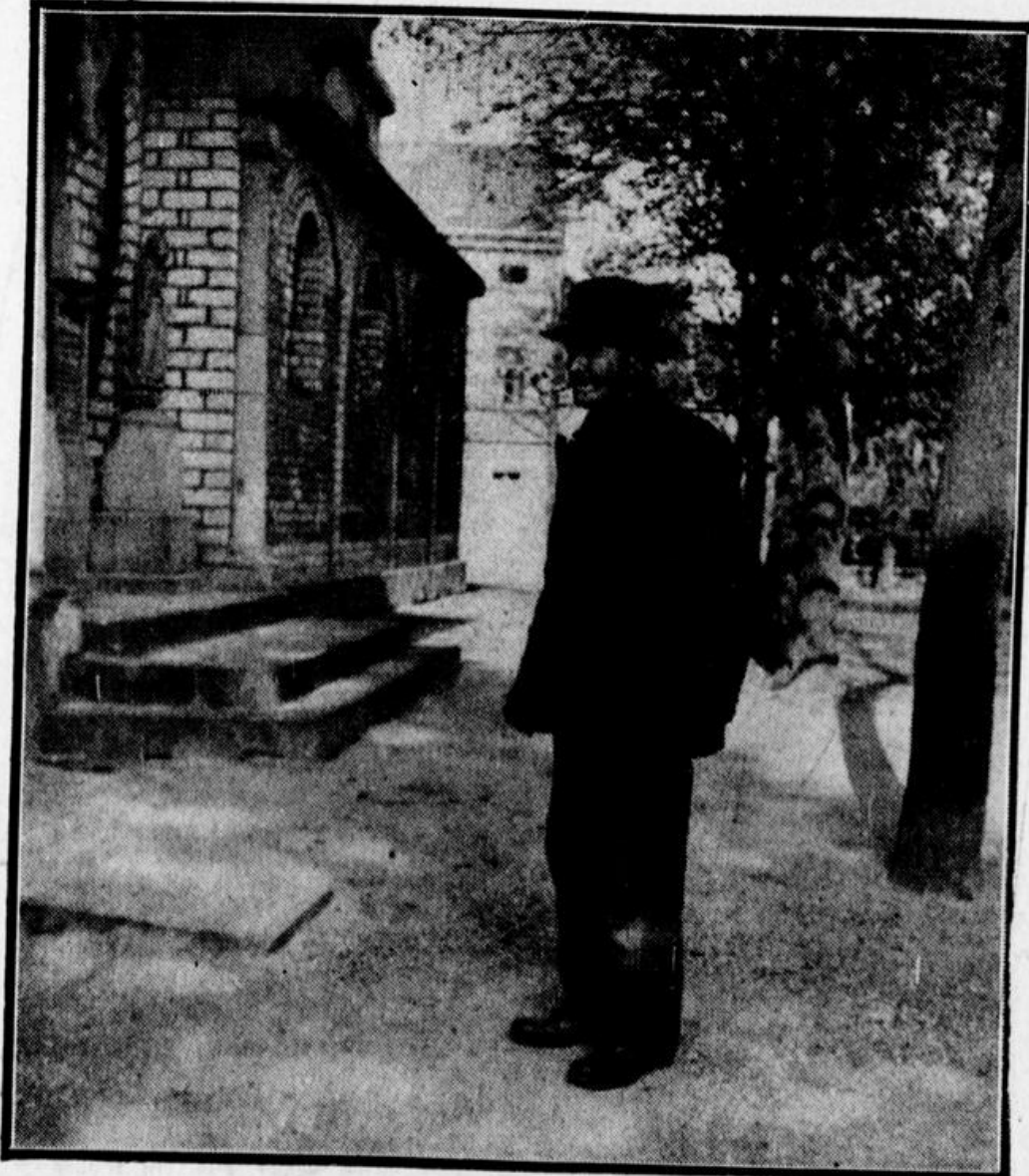
Wie sehr sich übrigens Jan von Werth mit Büttgen verbunden fühlte, das sieht man in seinem Testament, worüber in Dr. Jakob Bremers bekanntem Buch „Das fursolnische Amt Sieberg“ folgendes zu lesen steht: „Wer eben konnte, sorgte auch durch Stiftungen für ein christliches Andenken nach seinem Tode. So legierte z. B. der berühmte Reitergeneral Jan von Werth u. a. der Kirche in Büttgen, „allwo ich erzogen und von Jugend an den mehren Teil gewohnt“, 1000 Taler zu Totenämtern vor oder nach den vier hochzeitlichen Festen (Ehren, Pfingsten, Maria Jmmelfahrt und Weihnachten) und an seinem Sterbetage für sich und die verstorbenen aus seinem Geschlecht. In der Kirche zu Büttgen, wo er nach seinem Testament beigelegt zu werden wünschte, sollte auch ein Epitaphium oder Monumentum an der Mauer seinen Namen tragen. Für die Schüler und Kinder, aber auch für alle, die den gestifteten Messen beivoohnen, sollte ein Malter Weizen verabreicht werden, nach dem Gottesdienst verteilt werden. Das Malter Weizen sollte auf dem Felschhofe. Diesen Weizen, (Landgerichtsrat A. D. von Jagens) löste es aber 1854 ab, und seitdem bestritt die Kirche die Kosten. „Weilen wir jüdische Menschen von diesem Dammertal abscheiden müssen und von unseren zeitlichen

ihren Einzug halten, um das Werk zu vollenden?

Ich glaube, liebe Leserinnen und Leser, die Seite ist bald voll, und ich hätte Ihnen gerne noch verschiedenes anderes erzählt. Am besten, wir fahren bald nochmal hin, vielleicht erleben wir dann auch mal so etwas nettes wie an einem der letzten Sonntage, als ein Schützenzug ein richtiggehendes Waldfest veranstaltete. Da wurden so allerhand Spiele veranstaltet, und besonders nett muß das Schützenfest gewesen sein, an dem sich sogar Schützenbrüder von mehr als 60 Jahren beteiligten. Schade, es ist uns entgangen, sonst hätten wir das Schützenfest auch mal mitgemacht, denn so was paßt zu guter Laune. Auf Wiedersehen liebe Leserinnen und Leser, bis zur nächsten Fahrt, irgendwo um Neuf herum. „Wiebiß“.



Der Platz für die Dorfkirche.



Krölls Anton geht zur Kirche.

Das Testament des Dr. Pratt

Von
Saber

Am 15. April war Dr. Pratt, ein alter kränklicher Junggeheile, bei dem Londoner Notar Miller erschienen, um sein Testament aufzulegen. Nach den üblichen Einleitungsworten, die der Notar diktiert hatte, fuhr Dr. Pratt fort: „Da mein älterer Bruder John seit längerer Zeit gestorben und dessen Sohn Edward seit vielen Jahren verschollen ist, vermache ich mein Haus und mein gesamtes bewegliches Vermögen dem anderen Sohn meines verstorbenen Bruders, meinem Neffen Oliver Pratt. Verzeichnis der in meinem Besitze befindlichen Aktien und Wertpapiere sowie Angabe der Kasse, wo ich diese deponiert habe, findet mein Neffe und Erbe Oliver auf dem Beiblatt dieses Testaments.“ Dr. Pratt unterfertigte, Dr. Miller und sein Schreiber Jackson setzten ihre Namen als Zeugen hinzu, dann steckte Pratt das Testament zu sich und wandte sich zum Gehen. „Und das Beiblatt, das Verzeichnis?“ fragte der Notar. „Das werde ich zu Hause schreiben und hinzulegen.“ „Dann also auf Wiedersehen, Dr. Pratt!“ „Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Dies hatte sich, wie erwähnt, am 15. April zugetragen. Am Morgen des 16. April aber fand man Dr. Pratt tot, offenbar durch Giftgas ermordet, vor seinem Schreibtisch liegend auf. Auf dem Tische lag, verschlossen und versiegelt, sein Testament.

Noch am selben Vormittage wurde Oliver Pratt als des Mordes dringend verdächtig verhaftet. Er leugnete und konnte auch für die Nacht ein Alibi beibringen: Er hatte im Beekendhaus seines Freundes übernachtet, hatte das Haus bei Sonnenaufgang verlassen, war dann aber erst um neun Uhr, wie übrigens täglich, in dem Laboratorium, in dem er als Chemiker arbeitete, zum Dienst erschienen. Während der Zwischenzeit hatte er, wie er behauptete, einen Spaziergang entlang der Themse gemacht, Beweise konnte er hierfür nicht erbringen.

Abends erschien bei dem Kriminalinspektor Holl eine hübsche, junge Dame. „Ich heiße Edith Woodford“, berichtete sie aufgeregt und oft mit Tränen kämpfend, „ich bin mit dem verhafteten Chemiker Oliver Pratt verlobt. Wir sind beide arm, deshalb konnten wir noch nicht heiraten, aber ich wage es doch, Sie zu bitten: Nehmen Sie sich unser an, retten Sie meinen Verlobten!“ „Ich stehe Ihnen selbstverständlich ganz zur Verfügung“, überlegen wir einmal den Fall, zweifellos spricht vieles gegen Oliver.“

„Sensationserfolg eines Kriminalisten!“ „Neuer Beweis für Scharfsinn des Inspektors Holl!“ „Tote Fliegen retten einen Unschuldigen!“ — so schrien einige Tage später die Schlagzeilen der Zeitungen, darunter aber stand folgendes zu lesen: Holl hatte sich sofort an den Tatort begeben, wo er die Mordkommission noch an der Arbeit fand. Plötzlich zog etwas seine Aufmerksamkeit auf sich: auf der Platte des Schreibtisches lagen tote Fliegen. Holl ließ diesen Umstand im Protokoll festhalten und eilte zum Untersuchungsrichter: „Oliver Pratt ist unschuldig“, sagte er. „Bis jetzt steht doch folgendes fest: Pratts Alibi hat nur eine Lücke: Von Sonnenaufgang bis neun Uhr. Fest steht ferner, daß der alte Doktor durch in das Zimmer gebrochenes Gas getötet wurde. Es handelt sich also darum, nachzuweisen, daß der Mord vor Sonnenaufgang geschah.“ „Und wie wollen Sie das beweisen?“ „Sehr einfach: Wo sitzen Fliegen, wenn es draußen hell ist?“ „In den Fensterscheiben, denke ich.“ „Sehr richtig. Und wenn im Zimmer eine Lampe brennt?“ „Ach, ich verstehe! Dann kreisen sie um die Lampe.“ „Tavol! Und da das eindringende Gas sie natürlich auch getötet hat, fand ich sie auf dem Schreibtisch unter der Stehlampe liegen. Der Mord ist also während der Nacht geschehen, das ist klar!“ Soweit die Zeitungsberichte. Nun dauerte es aber immerhin einige Tage, bis die vorgeschriebenen Formalitäten erledigt waren, und das Interesse des Publikums wandte sich anderen Dingen zu. Ein Zeppelin nämlich passierte auf seiner Amerikafahrt London und alles eilte auf das Flugfeld, um bei der Zwischenlandung des Luftschiffs anwesend zu sein. Raum aber hatte der Zeppelin London verlassen, als die Zeitungen wieder Gelegenheit fanden, sich mit dem verhängnisvollen Testament des alten Doktors zu befassen. Der aus der Haft entlassene Oliver, die glückseligende Edith und Inspektor Holl hatten sich nämlich bei Notar Miller eingefunden, um das Testament zu eröffnen. Feierlich entrollte der Notar das versiegelte Kuvert, zog zwei Blätter heraus, entfaltete sie, — zuckte zusammen. „Was gibt es?“ fragte Oliver erschrocken. Mit zitternden Hand reichte ihm der Notar die Blätter: sie waren unbeschrieben, der Mörder hatte das Kuvert ausgetauscht, in seinen Händen befand sich das Blatt mit allen Angaben über Dr. Pratts Vermögen! „Hm“, sagte Holl, „noch ein Zwischenfall!“ Oliver Pratt fuhr auf: „Zwischenfall? Das nennen Sie einen Zwischenfall?“ „Ja. Aber natürlich muß ich mir einiges überlegen. Können Sie morgen früh um neun Uhr bei mir sein, Oliver?“ „Was wollen Sie, Jackson“, unterbrach Notar Miller unwillig, „ich habe Sie nicht gerufen!“ Der Schreiber Jackson, der unbemerkt eingetreten war, stand beiseite an der Tür: „Ich wollte mir nur die Frage erlauben, ob Herr Notar mich noch brauchen. Es ist sechs Uhr vorüber.“ „Nein, gehen Sie, gute Nacht!“ „Es bleibt also bei morgen, neun Uhr, Oliver!“ wiederholte Holl noch einmal, dann ging auch er.

Am nächsten Morgen fand sich Oliver Pratt pünktlich bei Holl ein. „Guten Morgen, Mr. Pratt. Nehmen Sie Platz, ich bitte nur um einen Augenblick Geduld, ich will nur schnell die Post durchsehen! — Dort stehen Zigaretten, bedienen Sie sich! — Also, das ist doch des Teufels!“ Oliver sprang aus seinem Klubstuhl auf, „Um Gotteswillen, was gibt es schon wieder?“ „Das Testament! Ihr Testament! Da! — Eben mit der Morgenpost gekommen! — Komplot: Testament und Beiblatt mit dem Vermögensverzeichnis! Da bleibt einem doch wirklich der Verstand stehen!“ Oliver griff erregt nach den Blättern: „Lassen Sie sehen! — Ja, es ist zweifellos die Handschrift meines guten Onkels. Sie haben recht: Da bleibt einem der Verstand stehen!“ Holl griff nach einer Zigarette: „Überlegen wir einmal“, sagte er, wieder ganz beherzt, „Warum schickt der Mörder das Testament zurück? Uebrigens: Lesen Sie erst einmal!“ Oliver las ein paar Zeilen und blickte über- rascht auf: „Oh, Mr. Holl, Sie haben die Papiere meines Onkels in Verwahrung! — Aber nun ist doch alles klar. Ihnen, ausgerechnet Ihnen könnte der Mörder die Papiere niemals herauslocken. Das Testament ist also für ihn vollständig wertlos!“ „Richtig“, — aber warum vernichtet er

es dann nicht, sondern läßt es mir zurück? Das verstehe ich nicht!“ „Mr. Holl, Sie werden begreifen, daß mir, schon mit Rücksicht auf meine Braut, jetzt vor allem das Testament am Herzen liegt.“ „Sie haben recht, — einen Augenblick, bitte!“ Holl griff nach dem Telefon, verlangte eine Nummer: „Notar Miller? Das Testament ist wieder da!“ — Jedenfalls müssen wir Sie bald sprechen. Auf Wiedersehen!“ „Sie haben gehört, Mr. Pratt, wir können Notar Miller erst morgen sprechen. Das Testament? Ja, das behalte unterdessen ich, bis Notar Miller es Ihnen übergibt.“ Oliver Pratt zögerte: „Also, auf Wiedersehen dann morgen!“ sagte er endlich und ging.

Inspektor Holl verbrachte einen unruhigen Tag. Die Geschichte mit dem Testament des alten Doktors wollte und wollte sich nicht zusammenreimen lassen! Vergerlich ließ er endlich alles Grübeln und ging, um sich gewaltsam abzulenken, in ein Kino. Wochenschau zuerst: Die Landung des Zeppelins in London. Flugfeld, Militär, tausende begeisterte Zuschauer. Und da — Holl fuhr hoch und glaubte seinen Augen nicht zu trauen! — da stand eingekleidet in die wartende Menge — Oliver Pratt! Während des folgenden Liebesdramas sah Holl mit geschlossenen Augen und rechnete: Kein Zweifel, der Zeppelin ist am 18. April gelandet und Oliver war am 16. verhaftet und erst am 20. wieder entlassen worden! Holl blieb sitzen und schaute sich noch einmal die Wochenschau an, — er hatte sich nicht geirrt: Oliver war auf dem Flugfeld gewesen, während er angeblich in Untersuchungshaft gesessen hat. Sehr nachdenklich ging Holl nach Hause.

Und noch einmal war alles bei Notar Miller verjammelt. Der würdige Notar hatte eben seine schöne Rede beendet und wollte Oliver das Testament überreichen, als

„Sagen Sie einmal, wo befindet sich eigentlich jetzt Ihr Bruder Oliver?“ Der Angeredete taumelte zurück. Edith Woodford schrie auf, der Notar ließ vor Überraschung die Blätter zur Erde fallen. „Run“, fuhr Holl scharf fort, „antworten Sie doch.“ — Edward Pratt! Schauen Sie nicht nach der Tür, von dort kommt keine Hilfe; die heißen alten Kaufleute, die da draußen mit dem Schreiber Jackson verhandeln, sind meine Mitarbeiter und haben Ihren Komplizen unterdessen verhaftet. Und Sie sind hiermit auch verhaftet, verhaftet wegen des Mordes an Ihrem Onkel, dem Dr. Pratt, und wenn Sie nicht sofort angeben, wo Sie Ihren Bruder gefangenhalten, auch wegen Mordes an Oliver Pratt.“ — „Oliver lebt...“ kammelte der völlig fassungslose Edward. „Um so besser für Sie!“ Holl öffnete die Tür: „Hallo, Brown, Stephen! Jackson in Sicherheit? Ja, — so beschäftigt auch einmal mit diesem Burschen da! — Und Ihnen, meine Freunde, berichte ich jetzt nur ganz kurz, denn wir wollen ja vor allem Oliver möglichst rasch befreien. Also: Zufällig kam ich im Kino darauf, daß es zwei Oliver geben müsse. Sofort fiel mir da ein Oliver, ein schollener Bruder Edward ein, sein Zwillingbruder, wie mir der alte Doktor einmal erzählt hatte. Und wenn es schon zwei Oliver gab, warum sollte dann der, der bei mir das Testament begehren wollte, nicht gerade der falsche sein? So wäre diese ganze verrückte Sache nämlich plötzlich ganz klar geworden: Edward Pratt ist irgendwann nach London zurückgekehrt, er lebt in der Unterwelt und hat Beziehungen zu Millers Schreiber Jackson. Durch diesen erfährt er von dem Testament, er ermordet seinen Onkel und tauscht das Kuvert gegen ein leeres aus. Durch dieses ausgetauschte Kuvert kam ich übrigens auf den Gedanken, daß ein Ungeheuer des Notars an dem Verbrechen beteiligt wäre. Oliver sitzt also in Untersuchungshaft, Edward hat das Zeug, bei der Zeppelinlandung ohne sein Wissen auf einen Film zu kommen. Außerdem hat er das ausgeprobenste Zeug, daß der alte Doktor gerade bei mir seine Aktien hinterlegt hat, und wohl oder übel muß nun Edward in der Rolle seines Bruders zu mir kommen und gleichzeitig das Testament an mich zurückschicken. Das ist alles, und ist eigentlich recht einfach.“

Schuldig

Von E. Schen

Und vergiß uns unsere Schuld... Bauer Martel betete es mit dem Pfarrer, innerlich aus tiefer Herzensnot. Durch die hohen Spitzbogenfenster der Kirche huschte die Sonne über sein ernstes, finsternes Gesicht, in seinen Augen stand eine stumme Qual. Die Menschen sahen das nicht, diese blauen, reblischen Bauernaugen laien nicht das böse Gewissen aus seinem Gesicht und ahnten nicht, daß hinter der biedereren Miene des Dorfvorstehers ein Erschauer steckte. Dort drüben lag der Bruder. Das war derjenige, der die Schande über die Familie gebracht, denn er hatte im Gefängnis gesessen...

Fünf Jahre waren es her, daß man den Marbacher Toni wegen verurteilten Totschlags an dem Baron Eberhard festgenommen. Auf dem Waifest verurteilte der damals noch sehr übermütige und ausgelassene Baron der Wall vom Tegernhof den Kopf zu verdrehen. Die Wall war das schönste und reichste Mädel im Dorf, und es war kein Wunder, daß auch die beiden Brüder Marbach die allseitig Begehrte liebten. Und nun flankierte sogar der Junfer vom Schloß um sie herum. Die Mai- und Pfingstfeier mit ihrem Ritzestrußel brachte die Gemüter in Wallung, Toni und Martel waren von dem bereits genossenen Alkohol sehr angeregt, da saßen sie, wie in der Dämmerung der Junfer mit der Wall den Feldweg einschlug. Sie gingen vereint den beiden nach und holten das Pärchen ein. Bei dem plötzlich sehr erregt merkwürdigen Wortwechsel war das Mädchen geflohen. Da mahnte der Toni:

„Komm, Martel, laß uns gehen.“ Und indem er sich wandte, war das Furchtbare schon geschehen. Mit dumpfem Laut sank der junge Baron in das tauige Gras.



Der Stelzfuß von Halberstadt.

Der Stelzfuß auf dem Holzmarkt in Halberstadt am Harz: ein einziger Pfeiler trägt den ganzen Vorbau des Fachwerkhäuses.

Toni brachte den Junfer in die „Krone“. Das gab einen Aufruhr! Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch das Dorf. Neben dem ohnmächtigen Verwundeten lag der Toni wie im Traum. Der alte Sanitätsrat kam, schaute ernst auf den jungen Burschen, untersuchte den Junfer Eberhard und schüttelte über die Geschichte den Kopf. Die Wunde war ziemlich schwer, nahe dem Herzen. Die Wunde umstand das Haus. Da kam der Gendarmewachmeister und führte den Toni ab.

Unter der Dorfkirche am Tanzplatz sah zusammengebeugt eine Gestalt. Der Toni sah, das war der Martel. Und wie er dicht an ihm vorbeistrich, stand der auf. Aug in Auge standen die Brüder, schenkte der Ältere den Blick und wandte sich ab.

„Der Martel schämt sich, daß er solch einen Kaufhold zum Bruder hat, schämen sollst vor allem du dich, Toni, ein Sohn achtbarer Eltern, der fast ein Mörder wird...“ sagte der alte Wachmeister. Toni hob den blonden Kopf und — schwieg. So ward er ein Sträfling, vier Jahre lang.

Der Martel hatte daheim die Wall geheiratet und war in der Zwischenzeit zum Ortsvorsteher avanciert.

Und Baron Eberhard? Er war auch nicht gestorben. Langsam, ganz langsam genas er, die Lunge war mitterlekt. Lange lebte er im Süden. Das Leben hatte aus dem toten Junfer einen ruhigen, ersten Mann gemacht. Im allgemeinen war er sehr beliebt.

Da war der Toni aus dem Gefängnis zurückgekommen. Er wohnte im Elternhaus oben am Berg — zusammen mit der alten Kathrin, der Vater war inzwischen vergrämt gestorben. Er wurde zum Einlieber, der Toni.

Da schwirrte plötzlich das Gerücht durch das Dorf, der junge, leidende Schloßherr habe sich mit dem Toni verlobt. Unglaublich! Und dennoch. All die Augen, die mit gespannter Aufmerksamkeit die Vorgänge dort oben verfolgten, sahen das Wunder. Wie sie unter der blühenden Kastanie saßen, der Baron Eberhard und der Toni.

Es war um die Pfingstzeit, als der Baron Eberhard und der Toni wieder zusammen saßen.

„Ich kann Ihnen nicht dankbar genug sein, Baron Eberhard, daß Sie mich vom Schicksal Gezeichneten nicht verdammen, sondern mich mit Ihrem hohen Besuch beehren“, sagte der junge Bauer leise. Der andere sagte seine Hand und drückte sie herzlich.

„Soll ich dir noch einmal sagen, daß ich zufällig weiß, daß du die Schuld eines andern büßt, daß du in deinem Gewissen geschwiegen hast, um den andern zu schonen, den seht sein böses Gewissen zeichnet. Ich weiß genau, wer den unheilvollen Stolz gegen mich führte damals und war zweifelt, als ich nach langem Stiechum die ganze Sachlage erfuhr. Ich wollte reden und den Schuft entlarven, aber ich war auch feige, ich wollte den verhängnisvollen Abend nicht wieder an das Licht zerren — und das ist meine Schuld, daß ich schwieg.“

Da schritt den Waldweg herauf ein Mann. Gebückt, mit den Augen den Boden suchend. Der Schloßherr sah den Toni an. — „Es ist der Martel“, sagte dieser.

„Es war der schwerste Wege meines Lebens, Toni, ich muß dich um Verzeihung bitten, meine Schuld brüdt mir das Herz ab. Seit du wieder hier bist, läßt mich mein Gewissen keine Ruhe bei Tag und Nacht.“

„Und in den vorigen Jahren, als er im Gefängnis saß um deinetwillen, da konntest du ruhig schlafen, du Schuft, aber jetzt gart in dir die Angst, daß vielleicht auf die eine oder andere Weise deine Schurerei an das Tageslicht kommen könnte“, rief der Baron.

Toni hatte sich abgewandt. Er sah hinab auf das blühende Dorf und in ihm war tiefer Friede.

„Läß es gut sein“, sagte er dann ernst, „ich trage dir nichts mehr nach, das Schicksal nimmt uns oft in eine harte Schule — aber es läßt uns nichts.“

Martel griff nach seiner Hand und ein rauhes Schluchzen brach aus seiner Kehle.

„Weil es Sommer wird“, lächelte der Toni und reichte auch dem Baron Eberhard die Hand,

13 Tage, die zur Hölle wurden

(2. Fortsetzung)

Das letzte Faß Wein

Nach dieser Nacht, mit dem Beginn des sechsten Tages auf dem Floß also, zählt man nur noch 30 Lebende an Bord. Und sie alle befinden sich in einem jammervollen Zustand. Ihre Körper sind mit Quetschungen und Wunden bedeckt, die vom Salzwasser gereizt, so stark schmerzen, daß die Unglücklichen laut schreien. An den Füßen und Beinen beginnt durch die ständige Einwirkung des Seewassers sich die Haut zu lösen.

„Wir haben noch ein Faß Wein. Das reicht vier Tage, wenn wir täglich jeder nur ein Viertelliter zu uns nehmen“, berechnet der Hauptmann beim Fußvolk Dupont, der das kostbare Faß verwahrt.

„Ja, vier Tage, sobald niemand heimlich davon trinkt“, entgegnet ihm der Wundarzt Savigny.

„Wir wollen schwören, den zu töten, der das wagt“, schlägt L'Heureux, Lieutenant beim Fußvolk vor.

Und alle schwören.

In der Nacht überträgt der Oberfeuerwerker Lavilette dann einen Sergeant und einen Soldaten, wie sie das Faß anzapfen und mit einem „Rohrholm“, den wahrscheinlich Wellen gegen das Floß getrieben haben, aus dem Spundloch trinken.

Lavilette macht Lärm. Der Schwur wird gehalten. Die Weintrinker werden vom Floß gestochen. Der Rohrholm aber weckt neue Hoffnungen: „Wir sind der Küste nahe!“

Die Kranken werden geopfert

28 Unglückliche erwarten mit Bangen den neuen Tag. Er bringt nichts, was auf die Nähe von Land hindeutet. 28 Unglückliche finden sich wieder in Verzweiflung zurückgefallen. Mit der steigenden Sonne und der steigenden Hitze verlieren 13 die Besinnung. Ihre Wunden sind gar zu tief, und es ist kaum anzunehmen, daß ihr Leben erhalten bleibt, wenn ein Wunder geschieht, wenn bald ein Schiff das Floß findet.

„Sie sterben einen langsamen Tod und trinken Wein, den wir vielleicht noch nötig brauchen.“

Jemand hat das gegen Abend gesprochen. Niemand weiß nachher, wer es war. Aber die lauten Worte gehen nur das wieder, was heimlich von allen gedacht wird, die noch etwas bei Kräften sind.

„Wir geben ihnen die halbe Ration.“

„Es wäre zu wenig für sie und für uns zu viel als Verlust.“

15 Menschen, in ihrer Verzweiflung nicht ganz der eigenen Sinne mächtig und doch getrieben vom heißen Verlangen, das Dasein weiter zu fristen, ein Dasein, das im Augenblick so trostlos ist, wie nur denkbar, horten auf einigen zusammengekauerten Balken und Brettern in der Wasserwüste und befehligen, die Gefährten zu opfern, die sieben Tage lang mit ihnen alle Qual teilen.

Niemand will den Befehl ausführen, niemand seine Hand zu dieser Tat bieten.

„Wir lösen.“

Der Matrose Coste, der Loffe Thomas und ein Neger, selbst Jean-Charles müssen das grauliche Werk vollbringen. Sinterher werden alle ins Meer geworfen, bis auf einen Säbel.

Die geringere Zahl von Menschen kann nun das Floß besser tragen. Vom Vorderteil werden einige Bretter losgehoben, die einen erhöhten Fußboden in der Mitte der „Machine“ geben. Ganz so leicht wie sonst können nun die Wellen und Spritzer nicht mehr die Menschen treffen. Wenn die See aber unruhig ist, erklingt ständig das Wehgeschrei derjenigen, die von den Wogen belästigt werden. Man stemmt sich kleine Holzkübelchen unter den Kopf, damit er beim Liegen dem Bereich des Wassers entzogen ist, aber man kann sich doch nun endlich richtig einmal ausstrecken.

15 Menschen verbringen nach diesem Tage eine Nacht, die grauämiger ist, als alle die vorhergegangenen Nächte waren. In schrecklichen Träumen sehen sie immer wieder die Gefährten, deren Leben sie preisgegeben, um das eigene so erbärmliche Dasein noch einige Tage fristen zu können. Sie sehen die fast schon gebrochenen und doch stumm bittenden und bettelnden Augen. Sie fühlen das Entsetzliche ihrer Tat.

„Wir hatten doch eine Frau bei uns?“

„Eine Frau?“

„Die Antoinette Picard.“

Nur im Traum wird ihnen klar, daß bis zu diesem Tage ein weibliches Wesen Not und Elend mit ihnen geteilt hat. Sie haben in der Frau des Gerichtsschreibers Picard nichts anderes gesehen als einen Kameraden im Unglück. Mit dem Gatten zusammen hat sie nun den Tod gefunden. Die beiden waren erst wenige Monate verheiratet und wollten sich unter der heißen Sonne Afrikas am Senegal ein eigenes Heim bauen.

Die heiße Sonne Afrikas hat ihnen wahnsinnige Pein bereitet. Ihr Heim haben sie im Meere gefunden.

Alle Frauen sollten eigentlich auf dem großen Schiffsboot untergebracht werden. „Ich will mit meinem Manne vereint bleiben“, hatte die Antoinette gesagt und war mit auf das Floß geklettert.

Sie ist mit ihrem Manne vereint geblieben.

Durst! Durst!

In der folgenden Zeit ist das Gefühl des Hungers nicht mehr so quälend, aber entsetzlich quälend ist der Durst. Irgendwoher tauchen zwei winzige Fläschchen „Zahn-elixier“ auf. Der Unterleutnant Rozac hat sie gefunden und bewahrt sie wie eine Kostbarkeit.

„Monseigneur, wollen Sie nicht die Güte haben und mir einen Tropfen in die Hand schütten?“ bettelt man ihn an. „Donnez-moi, de grâce. Donnez-moi, pour l'amour de Dieu...“ So geben Sie doch, bitte. Geben Sie, um Gottes willen.

„Nicht einen Tropfen.“

„Gueux! Lump! Gib, sonst...“ Geballte Fäuste erheben sich gegen ihn.

„Wir stoßen dich vom Floß!“

Da schüttet Rozac jedem der Gefährten zwei Tropfen der Flüssigkeit in die hohle Hand. Das Gemisch von scharfen Gewürzen füllt angenehm den Gaumen und stillt auch für einige Augenblicke den Durst, der hinterher nur

Von Heinz Bredemeyer

um so heftiger brennt. Da taucht man dann die Hand in das Meerwasser und macht Kopf und Haare nass. Das bringt Erfrischung für kurze Zeit. Kleine Stücken Zinn werden in den Mund genommen. Auch danach spürt man so etwas wie eine erquickende Kühlung. Alles, was nur die geringste angenehme Empfindung vermittelt, wird wie „das höchste Gut“ geschätzt.

So machte man emsig Jagd auf ein kleines leeres Glaschen, das einer hatte, und worin Rosenöl gewesen war; sobald man seiner habhaft werden konnte, atmete man mit Entzücken den Geruch ein, der wie das süßeste Labial sich durch alle Glieder schlich.

Die tägliche, sehr beschwerliche Weinration wird aus kleinen Blechbedern getrunken. Ein winziger Faß und ein Federkiel gehen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Man jagt langsam das köstliche Faß ein, um sich dem Genuß recht lange Zeit hingeben zu können. Ein regelrechter Rausch entführt nach diesen „Mahlzeiten“ die Schiffbrüchigen für eine Weile aus Qual und Elend in freudlichere Wahngelände. Hernach aber ist die Gereiztheit, ist die Uneinigkeit und die Neigung zu Gewalttaten außerordentlich groß.

Ein Boot wird gebaut

Dreimal vierundzwanzig Stunden verstreichen in einformiger Grausamkeit. Der achte, neunte und zehnte Tag. Die helle Zeit ist unerträglich heiß, die Nächte fast kalt. Fünfzehn Unglückliche harnieren sich an die Hoffnung, daß vom Senegal aus die Brigg geschickt wird, das Floß zu suchen.

„Gott möge geben, daß sie Argusaugen hat, um uns in der Wasserwüste zu entdecken“, spricht der Hauptmann Dupont.

Am 16. Juli treibt wieder allerhand Kraut dicht am Floß vorbei.

„Wir müssen dem Land sehr nahe sein.“

„Aber diese Malschine ist zu schwerfällig, um es zu erreichen.“

„Wenn wir ein kleines Boot hätten!“

„Und warum bauen wir uns keines?“

„Acht eiserne und starke Menschen raffen ihre letzten Kräfte zusammen. Sie brechen aus dem Floßgebilde einen „Kielstimmbock“ heraus. Das ist ein 12 Meter langes und 70 Zentimeter breites, auf einer Seite ausgeschliffenes

Bohr, das man mit diesen Stricken an den Mast bindet, wenn er zu brechen droht. Einige Bretter werden über diesen „Einbaum“ gelegt, damit er nicht so leicht umschlagen soll, und ein kleiner Mast wird aufgerichtet. Ein Bettuch, 1,30 zu 1,60 groß, liefert ein Segel. Dide Tauten werden „in Berg verwandelt“. Daraus verfertigt man dünnere, leichter zu regierende Stride. Ein Faß wird zerfchlagen. Die mit dem einzigen, noch vorhandenen Säbel etwas ausgerichteten Dauben sollen zum Rudern verwandt werden, für die acht Mutigen, die mit diesem Gefährt den Rettungsversuch wagen wollen, wird der Wein abgemessen und in einen Stiefel gefüllt, weil kein anderes Gefäß vorhanden ist.

Endlich ist alles zur Abfahrt bereit. Gerührt nehmen die acht Abschied von den Zurückbleibenden.

„Wenn wir das Land erreicht haben, schicken wir euch sofort Hilfe.“

Der Matrose Coste besteigt dann als erster das Boot. Er will ganz nach vorn klettern, streift dabei etwas den Mast und tritt seitwärts auf eins der Querbretter. Da schlägt das schmale Fahrzeug um.

Man zieht mit vieler Mühe Coste aus dem Wasser. Die Tollkühnheit ihres Vorhabens wird den Unglücklichen durch diesen Zwischenfall klar.

L'Heureux läßt langsam durch seine Hand den Strid gleiten, mit dem er das Boot gehalten hat.

Dicht aneinandergedrängt sitzen acht Menschen auf dem Floß und starren stumm dem fortireibenden Bauwerk nach, dem sie ihr Leben anvertrauen wollten, dem sie ihre ganzen Hoffnungen und Wünsche anvertraut haben. Mit einem Schlage sind die letzten Kräfte dieser Menschen vernichtet. Im Osten muß das Land sein.

Nach Osten treibt das umgeschlagene, gebrechliche Gefährt. Einige Stunden lang können 8, können 15 Augenpaare sich nicht losreißen von dem, was so gemächlich fort schwimmt. Ein letztes Aufblitzen in den Strahlen der untergehenden Sonne.

Ein Stückchen Segel? Ein nasses Brett?

„Wir hätten eine Nachricht an das Boot heften sollen. Vielleicht wird es morgen schon gefunden?“

„Und wenn es die Küste nie erreicht? Wenn wir nach Westen treiben?“

(Schluß folgt)

Lexikon für jedermann

Das größte Thermometer der Welt

Frankreichs Hauptstadt besitzt das größte Thermometer der Welt. Es ist — man höre und staune — 160 Meter hoch. In einer Entfernung von mehreren Kilometern kann man also schon die Bodentemperatur ablesen. Wo dieses Riesenthermometer aufgestellt ist? Natürlich hat man es am Eiffelturm angebracht. Es leuchtet auch in der Nacht, und so haben die Nachtbummler Gelegenheit, bei der Heimkehr stets die Außentemperatur abzulesen — vorausgesetzt, daß sie dazu im Hinblick auf ihre „innere Temperatur“ in der Lage sind. Auf die technischen Eigenarten dieses Riesenthermometers brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Es ist jedenfalls dafür Sorge getragen worden, daß das Thermometer keinem Vandalismus zum Opfer fällt.

Sozialismus der Tat

Einen wirklichen Sozialismus der Tat legten einige Malb-arbeiter in Versailles an den Tag. In diesem Ort wohnt eine alte kranke Mutter mit ihrer Tochter. Infolge ihrer großen Armut können sie Holz nicht kaufen. Die Tochter kann auch ihre Mutter nicht allein lassen, um im benachbarten Walde Holz zu lesen. Als der Revierförster Halle von den Verhältnissen hörte, rief er seine Malb-arbeiter zusammen, karte sie über die soziale Lage der beiden auf und bat sie, alle nach Feierabend etwas Zeit zu opfern und für die kranke Mutter Holz zusammenzutragen. Tatsächlich opferten die Arbeiter nach Feierabend ein paar Stunden und trugen für die notleidende Familie das fehlende Holz zusammen.

Vanqugen wird kollektiv

Der Rechtsausschuß des amerikanischen Senats beschloß, sich augenblicklich, wie „Daily News“ berichten, mit einem Gegenstand, wonach den Angehörigen aller Personen, die der Unschuld zum Opfer fallen, in Zukunft 10.000 Dollar ausbezahlt werden sollen. Das Geld soll durch die Geldstrafen aufgebracht werden, mit denen die Vanquger, abgesehen von der sonst vorgesehenen Strafe, bedacht werden sollen. Bei dieser Ge-

legenheit berichtete der Senator von Colorado, Edward Costigan, daß „soweit sich die Mitglieder des Ausschusses erinnern können“, bisher 850 Leute gehängt worden seien, darunter 360 Neger. Der New Yorker Senator Wagner, ein Demokrat, erklärte: „Die Unschuld ist das Stigma unserer Nation. Wir müssen sie beseitigen, wenn wir unsere hohen Ideale erreichen und die Verachtung der übrigen zivilisierten Welt verhindern wollen.“

Der kostbare Beluga-Weißwal

Der Beluga oder Weißwal, eine Art Delfin, liebt es, die Netze zu zerreißen, die die Fischer von Stei. Maries de la Mer am Mitteländischen Meer auslegen. Um sich ihrer zu erwehren, hatte der Bürgermeister dieses durch die jährlichen Wallfahrten der Zigeuner berühmten Städtchens angeordnet, daß für jeden getöteten Beluga 100 bis 200 Francs Prämie gezahlt werden sollen. Bei einer Revision durch die vorgelegten Behörden stellte sich aber heraus, daß der Bürgermeister sich weder Beweise dafür zeigen ließ, daß ein solcher Weißwal wirklich getötet war, noch, daß er es mit den Prämiengebern sehr genau nahm. Denn für 100 oder 200 Francs, die zur Auszahlung kamen, wurde die Ortschaft mit 1000 oder 1500 Francs belastet. Der Bürgermeister, sein Sekretär und 18 Fischer stehen nun vor Gericht. Keiner ist sich natürlich irgendeiner Schuld bewußt, und am Ende bleibt es am Beluga hängen.

Bereinigtes Verfahren

In Chicago verschluckte ein zweijähriges Kind, als es ohne Aufsicht war, eine Schraube. Das Kind hustete, und die Eltern entdeckten erst durch eine Röntgenaufnahme die Schraube, die sich in einer der beiden Röhren festgesetzt hatte, die zu den Lungen führt. Die besten Ärzte waren vollkommen machtlos und mußten untätig zusehen, wie das Kind immer schwächer wurde, bis eines Tages eine junge Pflegerin auf einen rettenden Idee kam. Sie packte das Kind, als es wieder einen Husten-anfall hatte, an den Beinen, schüttelte es mit dem Kopf nach unten, gab ihm noch einen Stoß zwischen die Schulterblätter und — die Schraube flog in großem Bogen heraus.



Stapellauf eines englischen Kreuzers.

Der neue englische 7000 Tonnen Kreuzer „Amphion“ kurz nach dem Stapellauf von der Werft in Portsmouth.

Das gefährliche Spiel

EIN ROMAN AUS AMERIKA VON NIELS MEYN

(13. Fortsetzung)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Er strahlte Stella an. „Miß Cynthia“, rief er begeistert, „das nenne ich eine Überraschung. Es freut mich, daß ich Ihnen einen Gefallen erweisen kann, nachdem Sie mir aus der Verlegenheit geholfen haben.“

Sie wurde vor Entrüstung ganz heiß in den Wangen. Wenn ich geahnt hätte, wozu Sie mich mißbrauchten, so hätte ich Ihnen nicht geholfen.“

Er zuckte die Achseln. „Sie sind so schnell mit dem Urteil fertig“, sagte er mit gutgeputzter Melancholie. Wahrscheinlich hat Mac Scott Ihnen ein ganz falsches Bild gegeben und sich als den ehrlichen Mann geschildert. Der ist er aber wahrhaftig nicht. Ich bin es — auf meine Art. Ich handle mit verbotenen Waren, das gebe ich offen zu. Das Abenteuer reizt mich — und dabei verdient man viel. Mac Scott ist offiziell im Dienste der Regierung und er verletzt gerne seine Pflicht, wenn er bloß ausreichend bezahlt wird. Er verlangte zu hohe Bestechungen von mir. Das verweigerte ich, und deshalb verfolgt er mich so scharf. Das ist die Wahrheit. Ich bin ein ehrlicher Gesetzesübertreter, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, aber Mac Scott ist ein unehrlicher Polizeibeamter. Nun können Sie selbst urteilen, wer der Schlechtere von uns beiden ist.“

Er blinzelte ihr offen in die Augen. Stella wurde verwirrt. Sie war noch so unverdorben, daß sie nicht unterscheiden konnte zwischen Wahrheit und frecher Lüge.

Hamilton erkannte augenblicklich die Chance und nützte sie. „Wenn Sie meinnetwegen Unannehmlichkeiten gehabt haben sollten, etwa weil Sie mir das Pferd überließen, so geben Sie mir jetzt Gelegenheit, mich erkenntlich zu zeigen! Ich kann Ihnen einen Platz im nächsten durchkommenden Zuge verschaffen. Ich werde mit dem Stationsvorsteher reden und Sie werden begreifen, daß ein Mann im Dienste der Staaten mir nicht diese Gefälligkeit erweisen würde, wenn ich ein gemeiner Verbrecher wäre.“

Der Stationsvorsteher, der sich inzwischen von seinem Erstaunen erholt hatte, beteuerte seine Bereitwilligkeit. „Wenn Curle für Sie gut sagt, dürfen Sie gern den Zug benutzen. Er muß jeden Augenblick antommen und soll gleich weiterfahren. Vorher möchte ich aber gern noch Ihren Namen erfahren.“

„Miß Strong, die Tochter des Farmers drüben“, stellte sie Curle vor.

„Das ist nicht gut möglich — ich kenne Miß Strong. Sie war übrigens vorher hier, ist aber in ihrem Wagen wieder zurückgefahren.“

„Ach, sieh mal an!“ rief Curle überrascht. „Sie haben also auch Ihr Geheimnis? Um so besser — für uns beide.“ Zugleich überlegte er unruhig, daß Mac Scott oder einer der anderen Polizeibeamten mit Hilfe des Autos der echten Miß Strong jederzeit hier auf der Station erscheinen könnte . . .

„Wir haben keine Zeit zu verlieren“, rief er heftig. Er wandte sich an den Stationsvorsteher und flüsterte ihm rasch einen Auftrag zu.

Wie auf Verabredung meldete jetzt ein durchdringender Pfiff die Ankunft des Zuges. Eine schwere Maschine schob sich vor das Stationsgebäude. Die lange Reihe schwerbeladener Wagen reichte weit über die kleine Häuseransammlung hinaus.

„Kommen Sie“, rief Curle und nahm Stellas Arm. Sie folgte widerstandslos. Sie fühlte sich unendlich müde und verzweifelt und wünschte nur, von hier fortzukommen. Und dann schliefen . . .

Curle führte sie vor die Lokomotive, die fauchte und pfeifte, als wäre sie der vielen Arbeit wegen mißvergütet. Auf der anderen Seite des Zuges war kein Mensch zu sehen.

Der Zug führte mindestens sechzig schwere Güterwagen mit. Sie schritten die lange Reihe vorsichtig spähend ab. Etwa nach dem dreißigsten Wagen fanden sie einen offenen Packwagen, aus der der Stationsvorsteher herauslugte. Hinter ihm zeigte sich noch ein zweites Gesicht, dessen Nase besser als Worte von der Umgebung des Alkoholverbotens erzählte.

„Kommen Sie hier herein“, raunte ihnen der Stationsvorsteher zu. „Anderson wird dafür sorgen, daß Sie an einer passenden Stelle abgesetzt werden.“

Curle hob das junge Mädchen auf — einen Augenblick lang hielt er sie in seinen Armen und eine brennende Lust, sie fest an sich zu drücken und sie zu küssen, ergriß ihn. Aber seine Vernunft riet ihm, eine bessere Gelegenheit abzuwarten. Er hatte Erfahrung mit jungen Mädchen.

Auch er sprang nun in den Wagen und setzte sich auf eine Kiste im Hintergrund des Wagens.

„Wird das noch lange dauern?“ fragte er nervös.

Der Stationsvorsteher zog die Uhr. „Wir können den Zug gut abgehen lassen. Die Bahn ist frei.“ Er drückte Curles Hand und nickte Stella zu. Dann sprang er hinunter.

Draußen wurde es nun lebendig. Hastige Schritte des Zugpersonals, Worte flogen hin und wieder, dann piffte die Lokomotive, der Zug fuhr ab.

Draußen auf dem Bahnsteig stand der Stationsvorsteher und nickte befriedigt. In ein paar Minuten würde der Zug außer Sicht sein und er wußte von nichts. Er

seufzte erleichtert und setzte eine von Curles Zigarren in Brand. Verteufelt guter Tabak das, na ja, direkt aus Havana — ohne Zoll natürlich.

Gutgelaunt betrat er sein Amtszimmer. Hieß sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch sinken und blinzelte vergnügt durch das Fenster auf die Prarie hinaus. Im gleichen Augenblick entfiel ihm die Zigarre und sein Mund blieb vor Entsetzen offen: ein großes Auto kam mit höchster Geschwindigkeit auf das Stationsgebäude zu, und in dem Wagen saß Mac Scott.

11.

Stellas Reise geht weiter

Hamilton Curle zögerte einen Augenblick lang auf der Hotelterrasse und rieb sich vergnügt die Hände. Die Sache stand besser für ihn, als er nach dem aufregenden ersten Teil seiner Flucht noch zu hoffen gewagt hatte. Auf der nächsten Eisenbahnstation, die einige hundert Kilometer von der Grenze entfernt war, hatte für ihn ein Telegramm von seinem Freund, dem Stationsvorsteher, gelegen, das ihn vor Mac Scott warnte.

Der Hotelbesitzer hier war einer seiner guten Kunden, und er hatte ihm deshalb reinheraus erklärt, in welcher Lage er sich befand. Dieser Mann war sofort bereit, dem Schmuggelkapitän gegen den gemeinsamen Feind zu helfen. Er stellte ihm nun sein großes Privatauto zur Verfügung. Damit war viel, vielleicht alles gewonnen.

Stella hatte inzwischen in der kleinen Vorhalle des Hotels gesessen und gewartet. Sie war in trübseligster Stimmung, denn auf der langen Reise in dem geschlossenen Güterwagen hatte sie Mühe gehabt, ihre Lage zu überdenken.

Sie hatte jetzt nicht nur den Schein gegen sich, sondern auch das eindeutige Indiz, daß sie mit dem berüchtigten Schmuggler geflüchtet war. Dennoch, sie mußte noch eine Weile aushalten. Nicht um die Welt hatte sie Mac Scott gegenüber treten wollen, denn in seinen Augen war sie eine Verbrecherin. Und sie liebte ihn!

Was Curle über ihn gesagt hatte, schien ihr nach ruhiger Überlegung unglaublich. Das verbesserte aber ihre Lage in nichts, und so war sie in einer Verfassung, daß sie nahezu am Leben verzweifelte.

„Nun, seien Sie doch vernünftig.“ Curle setzte sich an ihren Tisch und griff nach ihrer Hand. „Sie müssen sich fällen, wir haben noch eine lange Reise vor uns. Denken Sie nicht mehr daran, was geschehen ist. Die Zukunft liegt offen vor Ihnen. Ich bin bereit, Ihnen auf jede Weise zu helfen.“ Er lächelte aufmunternd und schenkte ihr eine große Tasse dampfenden, herrlich duftenden Kaffees ein. Dann stellte er zwei kleine Gläser auf den Tisch und holte eine Flasche, silberne Flasche aus seiner Tasche.

„Trinken Sie nur“, sagte er. „Das ist mein privater Kognak.“ Er selbst stürzte das eine Glas hinunter und füllte es aufs neue.

Aber Stella schüttelte den Kopf. „Ich bin durch den Kaffee genug geküßt“, sagte sie.

„Ach, Unsinn!“ Curle schob das Glas nahe vor sie hin, und als sie neuerdings ablehnte, kam ein brutaler Ausdruck in seine Züge. „Na, warte nur, Buppchen, man wird dich noch fassen machen!“ dachte er. Aber es war wohl besser, damit zu warten, bis sie ganz in seiner Macht war. Er sagte laut. „Ich möchte natürlich eine junge Dame nicht nötigen, Alkohol zu trinken. Kommen Sie jetzt. Wir müssen weiter. Mein guter Freund, der Hoteldirektor, hat mir seinen Wagen geliehen.“

Er erhob sich, und sie folgte ihm. Vor dem Hotel parkte ein prächtiger Achtzylinder. Er hieß sie auf dem Vorderbänkchen Platz nehmen und schlug ihre Beine sorgfältig in eine Decke ein. Er tat äußerst galant. Es freute ihn, daß mehrere Leute die kleine Szene beobachteten. Mac Scott würde davon erfahren, wenn er hier ankam, und das würde ihn treffen.

Das Auto sauste auf dem breiten, sandigen Weg gegen Osten. Curle sah mit gespannten Muskeln am Steuer. Er holte aus dem Wagen heraus, was er hergab. Der starke Luftzug tat Stella wohl. Sie bekam Farbe in die bleichen Wangen. Aber ihre Augen blieben trübe. Wie wünschte sie doch, sich nie in dieses Abenteuer eingelassen zu haben. Jetzt kam die Straße, die vielleicht härter und unbarmherziger war, als sie es verdiente. Aber das Leben kannte kein Mittel. Sie beugte den Kopf, und eine Träne kahl sich über ihre Wange. Curle, der es mit einem kurzen Seitenblick bemerkte, lächelte triumphierend.

„Ein Mädchen ist nie leichter zu erobern, als wenn es um einen anderen weint“, dachte er. „Und sie hat Temperament! Man mühte mit ihr eine Reise nach Europa machen. Sie würde eine glänzende Freundin abgeben.“

Er fuhr auf der ebenen und überfluteten Straße im Hundertkilometertempo. Zu beiden Seiten der Straße stand niedriges Gestrüpp, links schloffen sich flache Felder an, während rechts rauhe Hügel sich bogen. Nach etwa zweihundert Meter blickte Stella zufällig in den Rückspiegel und entdeckte dabei, daß aus dem Gebüsch ein großes Motorrad herausgehoben wurde und ihnen folgte. Sie legte vorsichtig die Hand auf Curles Arm und bog den Kopf dicht zu ihm hin. „Wir werden verfolgt“, rief sie.

Er mätierte die Schnelligkeit ein wenig, warf einen raschen Blick in den Spiegel und stieß einen Fluch aus. Er hatte einen Verkehrspolizisten erkannt, der dort auf Beute gelauert haben mochte. Die amerikanische Verkehrspolizei geht streng vor und hat allen Grund dazu. Die Autowildlinge waren zu einer wahren Landplage geworden. Deshalb lautete die Parole: „Schieße erst und frage nachher!“

Curle wußte auch, daß die Motorräder der Verkehrspolizei jedem noch so schnellen Auto überlegen waren. Wäre er allein gewesen, so hätte er angehalten. Weit und breit war keine lebende Seele zu sehen, und er hatte einen schweren Revolver bei sich.

Aber Stellas wegen ging das nicht. Sie durfte jetzt wahres Gesicht zeigen noch nicht kennenlernen. Es war eine äußerst peinliche Lage. Denn kümmerte er sich um das Haltesignal nicht, so würde der Polizist ohne Zweifel auf die Hinterräder seines Autos schießen. Und dann war er fertig.

Er zwang sich zu einem Lächeln. „Wir tun, als ob wir ihn nicht sehen. Der Burische will sich wohl nur wichtig machen und uns überholen.“

Er gab Vollgas. Der Zeiger sprang auf 90 und 100. Trotzdem holte der Verkehrspolizist mit jeder Minute auf. Nun lag er nur noch wenige Meter zurück, und jetzt ertönte das bekannte Strennsignal.

Curle zeigte sich plötzlich als ein allzu gehorsamer Bürger. Er stellte jäh den Motor ab und setzte die Bremsen an. Mit dem linken Arm umfaßte er Stella, während er beide Füße gegenstremte. Das rettete die beiden davor, durch die Windstöße geschleudert zu werden. Das Auto hielt mit einem freischendenden Laut und schob sich quer über die Landstraße.

Der Verkehrspolizist, völlig überrascht von diesem Manöver, konnte nicht schnell genug bremsen. Stella stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als das Motorrad tragend gegen das Auto fuhr und zerplitterte. Curle fuhr einige Meter weiter. Dann sprang er schimpfend auf die Straße. „Er benimmt sich wie ein Dösel! Wer kann denn auch wissen, daß er so nahe hinter uns war, als er das Signal gab!“ Er sah sich nach allen Seiten um, aber niemand war zu sehen.

Das Motorrad glückte einem Haufen alten Eisens. Der Polizist lag auf dem Rücken daneben, die Arme ausgebreitet. Das rührte Curle nicht im geringsten. Er beugte sich über den bewußtlosen Mann, hob ihn hoch und trug ihn an den Straßenrand, wo er ihn hinter einem Busch ins Gras legte.

Als er wenige Minuten danach zurückkam, setzte er sich lächelnd in das Auto und zündete sich eine Zigarre an. „Er kam noch gut davon. Er gab übrigens zu, daß er selbst schuld sei. Er ist wieder altrichtig. Ich bot ihm an, ihn in die nächste Stadt zu fahren, aber davon wollte er nichts wissen. Ach ja“, seufzte er, „die meisten Verkehrspolizisten fahren weit standlos, als die Leute, auf die sie aufpassen sollen. Da muß es ja früher oder später mal schief gehen.“

Stella antwortete nicht. Sie war noch ganz erschüttert von der Katastrophe. Hätte sie geahnt, daß Curle mit solcher Berechnung das Auto gestoppt hatte, um den Polizisten unschädlich zu machen, und daß ihm das gelungen war, sie hätte ihn im Augenblick verlassen, unbeteiligt um die Folgen. So fiel es ihm nicht schwer, sie zu beruhigen, während man in den Abend hinausfuhr. Curle bog alsbald auf einen wenig benutzten Weg und dann auf ein flaches Grasfeld ab, an welches sich eine von hohen, verwitterten Felsen gebildete Schlucht schloß. Hier ging es äußerst langsam vorwärts. Der Weg war mit Steinen aller Größen belegt. Niemand hätte behaupten können, daß hier ein Auto gefahren sei. Aber ein Stück weiter war der Boden der Klüft gläubert und bequem zu befahren. Der Weg mündete in einen Tunnel, dessen Einfahrt durch dichtes Gebüsch funktuell verdeckt war.

Am anderen Ende des Tunnels tat sich niedriger Wald auf. Eine kühle, scharfe Luft blies um den Wagen. Das nahe Meer machte sich bemerkbar. Das Gelände hob sich zunächst ein wenig und fiel dann scharf zur Küste ab. Hier lag in einer Senkung Curles geheime Schmuggelzentrale.

Auf ein bestimmtes Signal öffnete sich eine schwere Pforte, in die der Wagen langsam hineinfuhr. Hinter ihm schloß sich die Pforte gleich wieder. „Nun sind wir in Sicherheit“, sagte Curle. „Hier kann uns die gesamte Polizeimacht nicht finden.“ Er sprang elastisch ab und half Stella aus dem Wagen. Als sie sich zur Treppe umwandte, konnte sie einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

Vor ihr lag eine geräumige Halle mit einem kleinen Springbrunnen in der Mitte, und eine breite Flügeltür neben einem offenen Kamin aus schwarzem Marmor führte in ein luxuriöses ausgestattetes Zimmer. Schwere Teppiche bedeckten den Fußboden. Ein ovaler Tisch mit geschnittenen Beinen war für zwei Personen üppig gedeckt. In einem silbernen Kühler stand eine Flasche Sekt.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 5. August 1934

Zwillingen in der Luft mit einem im Olym.

Da kann mir ja einer sagen, was er will: wir leben in einer schweren Zeit; ich meine damit — selbstverständlich! — die Ferienzeit der anderen. Jeder der arbeitet, soll auch Ferien haben. Das ist gut so; aber es wäre doch gut, wenn das Unmögliche möglich wäre, daß wir alle zusammen Ferien bekommen. Dann braucht man auch nicht neidisch zu sein.

Und indem ich nun glücklich die erste Postkarte von einem Ferienreisenden bekommen habe, schillert in mir der Neid; denn auf dieser Karte ist ein blauer See, ein hoher Berg, ein Gasthaus eines Wirtes wundermild, und wenn man auch nur ein ganz kleines bißchen Phantasie hat, dann merkt man, wie schön es dort sein muß, wo mein teurer und treuer Leser an mich zu schreiben den traurigen Mut hatte:

Mein lieber Diaz! Aus den Alpen sende ich Ihnen herzliche Grüße; und wenn Sie noch lodernd von Kirmes schreiben, so würde ich dennoch bis zum letzten rötigen Penning hierbleiben; ich lasse in diesem Jahre die Neugier ohne mich tröten. Hier ist es viel zu schön! Gruß, Heil und Sieg!

(Unterschrift!)

Sehen Sie, meine lieben in Neuß zurückgebliebenen Leidensgenossen, so etwas ist eine blanke Gemeinheit! Nicht nur, daß diese Leute jetzt in Urlaub fahren, sie müssen einen auch noch obendrein solche Postkarten schreiben, daß einem das Wasser im Mund zusammenläuft. —

(— Kommender und feiernder Urlaub sind süß und herrlich; gewesener Urlaub tut weh. —)

Und wer überhaupt nicht gelegentlich einmal ausspannen kann, der sollte unter allen Umständen dafür sorgen, daß er einmal wenigstens ein paar Tage von der Leine gelassen wird. Allein schon die Erinnerung an ein paar schöne Ferientage stellen ein Kapital dar, von dem man unter Umständen sehr lange zehren kann; man muß sich das bis zum Wochentag vorstellen, wie schön es draußen ist: am Meer, in den Bergen, im Wald und auf der Heide, überall da, wo man sonst nicht sein kann. Denn auch die Freuden am „Gebirg“ sind durchaus relativ; mir ist erst kürzlich einmal im hohen Gebirge ein Mann begegnet, der den sehr ehrenvollen Auftrag hatte, einen nicht gerade kleinen Baumstamm zum Verfeuern auf eine Almhütte hinaufzutragen, wo sonst kein Holz weit und breit mehr zu haben war. Da er gerade einmal verschaukeln mußte, dieser herrliche Baumstamm, so kamen wir mittels einem „Spreuz“, mittels einer Zigarette in ein Gespräch; der Mann schloß furchtbar, und da es mir an Herzensbildung seit je mangelte, hatte ich die Taktlosigkeit, den Versuch zu machen, diesem edlen Manne eine Schmeichelei wegen der Schönheit seiner Heimat zu sagen; dieser aber erwiderte mir: „Schön? Da tragens sie mal so anen Stumpen auf die Berge auf! Von der Schönheit kann i mir nix abheissen, verstehen's?“

Natürlich verstand ich das, und ich habe mir diese Lehre auch recht gut gemerkt; damit die hiergebliebenen Leserinnen und Leser in dieser schweren Zeit einen Trost haben, erzähle ich hier diese Episode, deren Wirkung übrigens nicht lange anhält.

Keine Ferien zu haben, wenn andere Ferien haben ist nach wie vor schmerzhaft; man müßte Meersburg vergessen können und die Fraueninsel Drmigards im Chiemsee, die Auler Alm, Scharitzsee oder das Waldbal bei Griesen, den Lautersee, den Ferkensee und alle die vielen schönen Dinge, die einem in der Erinnerung wehtun, wenn man nur einen D-Zug fahren sieht.

Winke, winke! — wir lassen ihn laufen!
Man hätte sich etwas von dem Duft und dem Rauschen des Waldes mitnehmen müssen damals, etwas von der Schwere und Stille vergangener Zeiten; jetzt müßte man es auspacken können und verteilen an alle, die — gleich uns — zu Hause sein müssen und gelegentlich eine Ansichtskarte bekommen, auf der steht „Herzlich Gruß! Hier ist es sehr schön!“

Wenn wir einmal verreisen, so werden wir uns rächen; einen ganzen Tag lang werden wir Postkarten schreiben, und es wird nicht nur schön sein, nein, es soll „phantastisch“ und sogar „fabelhaft“ werden.

Nur, damit die anderen sich ärgern:

Sozialer Kampf von der Ostfront.

Da alles zum Feste rüstet, kann natürlich auch die Artillerie nicht die Hände in den Schoß legen; bekanntermaßen ist es um diese Waffengattung in der Kirmeszeit immer etwas ruhiger gewesen, als um die anderen Korps, die sozusagen ein Welttrüben veranstaltet haben, um besonders fein und knusprig „opp der Maß“ zu kommen.

In diesem Jahre hat die Artillerie 80-jähriges Jubiläum, und dieses Jubiläum hat deswegen einen besonderen Sinn, weil es den Jüngern der hl. Barbara früher wirklich leicht gemacht worden ist, in das Schützenregiment eingereiht zu werden; denn die Reuther Schützenformationen hatten ihre Tradition und sie fühlten sich wahrscheinlich durch das Ausfahren so grober Kaliber bedroht; schließlich ist mit richtiggebender Artillerie ja auch nicht zu scherzen.

Aber das nur nebenbei!

Auch die Reuther Kirmes-Artilleristen haben dieser Tage gelacht, und sie haben bei dieser Gelegenheit einen besonders

menschenfreundlichen Entschluß gefaßt, den der unpolitische Chronist unter gar keinen Umständen ungenutzt lassen möchte; also: die Artillerie will ihre Progenisse polstern lassen.

Für Leute mit weltumfassendem Horizont ist das natürlich kein Ereignis; für den unpolitischen Chronisten aber ist es doch ein Ereignis; erstens, weil er als alter Artillerist über jede noch so kleine Verbesserung seiner Kriegswaffe sehr erfreut ist, dann aber auch, weil damit das Gesamtbild des Schützenzuges unserer Stadt eine bedeutend freundlichere Note erhält.

Wenn nämlich zum Schluß des schönen Schützenzuges die Artillerie kam, dann — so erinnere ich mich deutlich aus meiner Jugend — bewegte immer ein mitleidiges Gefühl mein Herz; dann nämlich, wenn die etwas schwergewichtigen Artilleristen auf der Probe angefahren kamen, und wenn man ihnen anfas, daß diese Rundreise keineswegs eine reine Freude war; ich sehe immer noch das etwas leidende Gesicht des Geschüßführers Nischel, wie er sich an den zwar sehr angekränkten Geländern seines Geschüßes festhielt, wie er auf dem ebenfalls frischgekränkten Propfosten saß, der durch seinen Anstrich allerdings nicht weicher wurde, als er es von Natur aus war. Auch die übrigen Progenissen hatten es wohl schwer, wenn sie auf diesem exponierten Posten so lange aushalten mußten, wie das Geschüß es befohl; denn damals waren die Straßen noch nicht asphaltiert, und dieser Umstand steigerte die Opfer der schweren Reuther Artillerie nicht unwesentlich.

Das hat nun ein Ende; ich habe es in einer Zeitung gelesen, daß die Progen in diesem Jahre gepolstert sein sollen; und das freut einem ja dann auch wieder, zumal vielleicht auch die richtige Artillerie des Feldheeres auf die Idee kommen könnte, es der Reuther Artillerie gleich zu tun, indem sie auch ihren Kanonieren Erleichterungen schafft, die nicht ohne Folgen bleiben sollten. —

Zu — gleich!

Alte am Jarmomyn zu Kraft und Tugend.

Aus Prag berichtet man uns folgende hochdramatische Angelegenheit, die wir unseren Lesern zur Verfügung stellen: „Der Ehemann war ein höherer Fabrikbeamter und trotz seiner 41 Jahre ein äußerst beweglicher, sportbegeisterter Herr. Die Ehefrau ist noch um einiges jünger, aber sie liebt Bequemlichkeit über alles. Außerdem läßt sie sich nicht gern in ihrem Morgenschlaf stören, wogegen ihr Gatte ein passionierter Frühaufsteher ist.“

Solche Gegensätze mußten schließlich zu Konflikten führen. Daß aber aus der Vorliebe des Mannes für früheres Aufstehen ein Scheidungsgrund entstehen würde, konnte niemand voraussehen.

Um fünf Uhr war Herr Felix täglich auf den Beinen. Und um sechs Uhr mußte auch seine bessere Hälfte, ob sie wollte oder nicht, aus dem Bett. Gleich darauf hieß es, zur täglichen Morgengymnastik antreten. Trotz inneren Widerstandes mußte die bedauernswerte Gattin zahllose Kniebeugen, Rumpfbiegungen und andere anstrengende Übungen machen. Ihr Ehemann konnte kein Pardon. Wenn sie über Schmerzen oder Nervosität klagte, bekam sie eine Garbinenpredigt zu hören, daß ihr jede Lust zur weiteren Opposition verging.

Eine Zeitlang machte Frau S. diese Morgenandacht ihres Mannes mit. Dann wurde ihr die Sache zu dünn und sie brachte gegen ihren Gatten die Scheidungsklage ein. Nun standen sie sich vor dem Richter gegenüber und Frau S. klagte mit berebten Worten ihr Leid. Das Gericht konnte sich nun darüber nicht schlüssig werden, ob Frühaufstehen und unvernünftige Morgengymnastik einen Scheidungsgrund bilden können.

Die Verhandlung wurde vertagt und den Eheleuten der Rat erteilt, sich inzwischen tunlichst zu veröhnen. Das letztere wurde für die Streitparteien die Richter die beste Lösung sein.

Wesentlich tut der Mann doch nachstens alleine, und läßt seine Frau im Etui; denn man kann doch keinen zum Glück zwingen.

Ein vollblütiger Knäpse Knäpse

In der vergangenen Woche ist in Nachen ein Richter begraben worden, der in Neuß im wahrsten Sinne des Wortes vollblütig geworden ist, Amtsgerichtsrat Grimmenhahl, von dem man sich schon zu Lebzeiten manches zu erzählen pflegte.

Er war vollblütig und derb im Ausdruck, und weil man so etwas von einem „Gestudierten“ nicht gewohnt ist, erzählte man sich von ihm so manche Anekdote, die es wert ist, daß man sie beim Anlaß seines Todes der Nachwelt erhalte.

Schon als Student „fabrizierte“ er eine Sache, die einen Teil seines Lebens ausmachte: er vertauschte zur Nachtzeit einer armen Witwe im Dorfe die Ziege mit einem fetten Schwein des geizigen Nachbarn. So war es auch oft im späteren Leben: er forzierte die harte Wirklichkeit auf seine Art, indem er für jeden ein Wort des Trostes und der Ermutigung hatte, das noch obendrein in Mundart verpackt wurde. Er hatte einen besonderen Sinn für Humor, der zwar oft ein wenig gallig war, der aber nicht verletzen sollte, der eher ein Tadelmännchen für seine Weichheit war.

Als Referendar in Köln hat er schon damals einen netten Scherz gemacht, als er einem alten Kölner Rechtsanwalt, der wegen seiner hohen Schuhnummer bekannt war, eine Auforderung zukommen ließ, seine „Böden“ zum Schiffsfahrtsregister anzumelden.

Er fiel in Neuß wegen seiner Einfachheit in der Kleidung auf; seine Zugschleife waren ältesten Datums und ein Beweis für die Unzerstörbarkeit handwerklicher Produkte, und gegen das Ausfragen der Hochschüler verschrieb er diesen eine solide Einfassung mit Ligen. Statt eines Hutes trug er eine Schiffermütze, und seine zahllosen Krausausdrücke waren bekannt, wie sein Wesen überhaupt.

Beim Betreten des Amtszimmers war morgens sein erster Gang an den Schreibeisch, um die Bücher nachzuzählen, 1, 2, 3, 4 . . . bis 25, stimmt! Fehlte eins, wurde das ganze Gericht mobil gemacht, stand eines am verkehrten Platz, wollte er wissen, wer ihm an den Büchern gewesen war. Der älteste Schmöker durfte nicht entfernt werden.

Seine Festklammer (Büroklammer), die er erwischen konnte, sammelte er in der Federhalterstube. Mit der Zeit sammelte sich dort ein Haufen verrosteter Nadeln an; jemand entfernte sie aus Gründen der Sauberkeit während seines Urlaubs. Als Grimmenhahl zurückkam, entstand großer Spektakel, Vernehmungen der Pufffrauen, des Nachtmeisters, Anzeige bei der Dienstaufsicht usw. Ein ganzes Groß neuer Festklammer als Ersatz wollte er nicht annehmen. „Ich will mein Klammerkes wiederhaben!“ Um endlich Ruhe zu haben, erklärte eine unbeteiligte Pufffrau, es sei möglich, daß sie die Klammern beim Reinigen, als nach ihrer Ansicht unbrauchbar, in den Papierkorb geworfen habe. Die daraufhin in dem Papierkorb angestellten Nachforschungen brachten auch einige Klammern zutage.

Als harter Raucher saß er stundenlang mit befehlsmäßigem Zigarettenstummel im Mund. Die Zigarettenstummel wurden in einem Marmeladeneimer, der auf der Fensterbank stand, gesammelt. Die Asche durfte nicht ausgeschüttet werden. Vor Verlassen des Zimmers wurde der Eimer gegen das Licht gehalten, um durch zwei Löcher zu sehen, ob noch Rauchwölken aufstiegen.

Das Anklappen an der Tür wurde als unnötige Störung empfunden und war streng verpönt. Kein Wunder, daß mehr angeklopft wurde, als nötig war. Sein einziger Feind war das Telefon.

Als Amtsrichter in Düsseldorf verlagte er als Zivilrichter anstatt auf den 23. August auf „Zachaus“, weil ihm dieser Name so gut gefiel. Das Publikum und die Anwälte hatten nachher Schwierigkeiten, festzustellen, auf welchen Tag der neue Termin anberaumt sei.

Trotz schwerer Erkrankung hat er seinen Dienst bis zuletzt versehen. Er war ein hervorragender Jurist mit starkem menschlichem Empfinden.

Diaz



Siebenjährige Jagd auf einen Hund.

Mehr als sieben Jahre stand die Gegend von Charleston in dem australischen Staate Queensland unter dem Eindruck von Furcht und Schrecken vor den Gewalttätigkeiten eines wilden Hundes, eines Dingo, dem nachgesagt wurde, daß er im Laufe der genannten Zeit nicht weniger als 1000 Schafe zerissen habe. Wahre Jagdquäle waren veranstaltet worden, um dem vierbeinigen Mörder den Garaus zu machen, aber das alte verfliegene Tier hatte sich bisher allen Nachstellungen geschickt zu entziehen vermocht, wenn auch die übrigen Mitglieder des Trupps, an dessen Spitze sich der alte Dingo gestellt hatte nach und nach den Regeln der Jäger erlagen. Jetzt endlich nach siebenjährigen Bemühungen ist es gelungen, den wilden Hund, der wohl die Anzeichen des Alters zu spüren begann und dessen Sinne auch an Schärfe verloren haben dürfte, vor den Büchsenlauf zu bekommen. Einige wohlgezielte Kugeln machten dem Dasein des vierbeinigen Schädels ein rasches Ende.

Der Feldzug der Lebenskünstlerin.

Ein Verein eigener Art hat sich in London aufgetan: Er bezeichnet sich als die „Wine and Food Society“, ist also eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Kultur des Essens und Trinkens zu fördern. Sie will den englischen Küchenzettel neu gestalten und unternimmt zu diesem Zweck auch Auslandsreisen, um die Lederbüßen fremder Völker kennenzulernen und gegebenenfalls in dem heimatischen Albion einzuführen. Der Verein hat es in drei Wochen seines Bestehens bereits auf 230 Mitglieder gebracht, unter denen sich Namen von Rang befinden. Wenn sich die Gesellschaft so weiter entwickelt, wie sie es nach dem Probeessen zu tun verspricht, dann können auch wir Deutschen nur voll und ganz damit einverstanden sein. Es wurde da „nach Elässer Art“ aufgetischt. Es gab unter anderem Kolmarer Guggelhupf und Rühmerer Edelkäse. Es gab auch Wein aus Reichenweier. Natürlich wurde dazu eine Rede gehalten. Darin führte der Präsident aus, es lebe in England eine große Zahl von Leuten, die sich ohne Phantasie über Intelligenz ernähren und sich dadurch vermeidbare Gesundheitschäden zuziehen. Besonders Unvernünftige umgingen sogar den Arzt und suchten sich durch allerlei Quacksalberei zu kurieren. Die vielen Pillen und Tabletten wären eine noch größere Belastung für den Magen. Es sei daher die Aufgabe der neugegründeten Gesellschaft, das Evangelium des guten Essens und Trinkens zu predigen, also das Evangelium der guten Laune und Gesundheit. — Man kann diesem Briten in vielen Dingen nur beipflichten, ihm daneben aber auch empfehlen, die wenigen Schritte vom französischen auf das deutsche Rheinufer zu tun, wo ein ebenso guter Nebenjaß gedeiht wie bei Reichenweier.

Freude der Heimfahrt

Von Heinz Halter

Ferienende! — Mit Unlust stehst du vor den ungepackten Koffern; mühsam wandelst du zum Bahnhof, die lange Zugtafel zu studieren. Natürlich ist es die letzte, wirklich allerletzte Möglichkeit, die du dir ausnimmst. Und du wärst nicht böse, im Gegenteil von der Gnade des Himmels reiflos überzeugt, wenn dieser letzte Zug aus dir noch unbekannten Ursachen nicht abfahren würde. Weil du dann noch eine Nacht und — bedenk! — einen ganzen Tag Ferien hättest.

Wenn man schon mit Verspätung heimkommt, dann ist es ganz gleichgültig, ob am nächsten Morgen oder erst am Abend, wieder mit dem unwiderstehlichen letzten Zug!

Noch einmal wanderst du über all die Plätze, die Zeugen deines Faulenzersdaseins waren. Verträumt blinzelst du vor dich hin, schaust dem gestaltlosen Spiel der Sonnenstrahlen zu. Und denkst heimlich daran, daß morgen die gleiche Sonne dir am anderen Ort scheinen wird. Die gleiche, und doch ganz, ganz anders.

Aber soviel du diesen letzten Tag auch zu strecken versuchst — es hilft dir nichts! Einmal geht auch er zu Ende. Die Koffer sind gepackt, die Fahrkarte gelöst, schon wanderst du dem Zuglein entgegen, das, hat es den kleinen, ulkigen Bahnhof deines Ferienortes erst einmal verlassen, dein Leben unaufhaltsam voranzutreiben sucht. Wenigstens traußt du ihm in deiner Abschiedsstimmung solche Absicht ohne weiteres zu.

Aber: Hand aufs Herz! Freust du dich gar nicht auf die Heimat? Hast du ihre Schönheiten in diesen Wochen des Neuen, der überwältigenden Eindrücke, nicht schon fast vergessen? Liegt sie nicht vor dir als ein Land, das nur darauf wartet, von dir und gerade von dir neu entdeckt zu werden?

Na siehst du! Nimm deinen Abschiedsschmerz nur ruhig mit auf die Heimfahrt. Aber es ist kein Weltuntergang, solltest du dies Gepäckstück deines Seelenballastes unterwegs beim Umsteigen vergessen. Du wirst es nicht vermissen.

Da tauchen schon die ersten Häuser am Horizont auf. Wie auf einer Drehscheibe fliegt diese Wiese an dir vorüber. Du kennst sie doch? Nicht? Am nächsten Sonntag wirst du sie wiedersehen und sie gerührt um Vergebung ob deiner Vergeßlichkeit bitten. Der Zug fährt langsamer, du greiffst nach deinen Siebenstücken, er hält.

Nun bist du zu Hause. Zu Hause — hast du schon einmal den ganzen Zauber dieses Wortes auskosten, wenn du es langsam, genießerisch vor dich hin sprichst? Es gibt fast nichts Schöneres, als nach der herrlichen, so unendlich reichen Ferienfahrt deine Tür aufzuschließen, mit wohligen Befolgen durch dein kleines Reich zu wandern und dich zu freuen, von Herzen zu freuen, daß du wieder daheim bist. Wie der Wandersmann nach langer Irrfahrt kommt du dir vor. Neues Land betritt dein Fuß; fremd erscheint es dir, obwohl irgendwo in dir das Erkennen dümmert. Und plötzlich weißt du es: die Heimat, die du vor Ewigkeiten verließest, um Ferien zu haben.

Ferien, Reisen, Erholung, Faulsein, an nichts denken müssen — schönste Unterbrechung deines Jahres! Heimfahrt aus den Ferien — das heißt, deinem ureigenen Leben wieder die Hand geben, dem Alltag wieder seine kleinen Freuden abgewinnen. Und heißt nicht zuletzt, neue Pläne ersinnen. Für die nächsten Ferien!

Monat des Gedenkens

Von Karl Georgi

Man hat das Jahr 1934 das Jahr der Gedenktage genannt. Nun, jedes Jahr hat die gleichen Gedenktage und jedes Jahr fügt an die alte Reihe ein paar neue Gedenktage an. Trotzdem haben jene recht, die vom „Jahr der Gedenktage“ sprechen, und wir finden in den Zeitungen nicht nur deswegen so besonders zahlreiche Erinnerungsartikel, weil die Zahl der seit manchen großen Ereignissen verfloßenen Jahre sich gerundet hat, sondern auch weil eine Zeit großer geschichtlicher Ereignisse wie die unsere nicht nur zum Vorwärtsschauen, sondern auch zur Rückschau und Erinnerung drängt.

Ist das Jahr 1934 ein „Jahr des Gedenkens“, so ist der Monat August die Essenz dieses Jahres, denn der gleiche Monat August sah vor zwanzig Jahren die ersten Toten des Weltkrieges, hörte die ersten Schüsse, war Zeuge erster, großer Begeisterung, ersten Mutes und erster Klage.

In jenem August 1914 aber glaubte man noch, nicht nur bei uns, sondern überall in der Welt, daß das große Unheil vorüber sein, der Eintritt der apokalyptischen Reiter über Europa — an einen „Weltkrieg“ dachte man damals noch nicht — verflungen sein würde, ehe das Laub von den Bäumen gefallen sei, die damals in grüner Pracht

standen und Früchte reifen genau wie heute. Man hatte sich geirrt.

Gedenken ist gut, lernen ist besser. Was haben die Völker gelernt?

Die Völker, hoffen wir, mehr als manche Kabinette und Mächte, die hinter den Kulissen handten und die Drähte zogen. Denn: das Volk, die Völker, die damals vor zwanzig Jahren in den Krieg zogen und Blut und Leben hingaben, haben samt und sonders den Krieg verloren, selbst wenn dies oder das „Land“ ihn gewann. Sie haben, hoffen wir, gelernt, und darum ist es gut so, daß die deutschen Friedensappelle sich fast immer an die Völker und namentlich an die Frontkämpfer wenden und weniger an die „Kabinette“.

Gelernt haben von 1914/18 aber auch diejenigen, die als einzige den Krieg gewonnen haben: die Rüstungsindustrie. Die wirkliche Politik, die heute rings um Deutschland getrieben wird, drückt sich wirklicher als in Reisen und Reden von Außenministern in Zahlen aus, in den Bilanzahlen der Rüstungsindustrie nämlich. Wieders, die englische Rüstungsfirma, verdiente 1933/34 die Kleinigkeit von 492 000 Pfund. Monsieur Eugène Schneider von Schneider-Creusot, dem Rüstungszentrum

Frankreichs und einem Duzen anderer Staaten, hat augenblicklich das Vergnügen, die Aktien seines Hauptwerkes zu einem Kurs von 375 an den Börsen gehandelt zu sehen. Peugeot, Frankreichs und eines der heftigsten Teil der Welt Tanklieferant, erhöhte 1933/34 seinen Reingewinn von 20 auf 85 Millionen. Stoba, das schweizerische Rüstungswerk, arbeitet in drei Schichten und hat Aufträge für zwei Jahre. So ist es überall, mit einer Ausnahme — Deutschland; denn von dem, was uns der Versailler Vertrag erlaubt, kann unsere Rüstungsindustrie nicht gerade reich werden.

Jedes Land, und ganz besonders Frankreich, behauptet, „abgerüstet“ zu haben. Für wen, fragen wir uns, arbeiten denn nun eigentlich Schneider, Wieders, Peugeot, Stoba, Hotchkiss, und wie die Gewinner von 1918 alle heißen mögen? Sie wissen sehr genau, für wen und für was sie arbeiten. Und wenn heute in Europa und anderswo noch eine ganze Portion von sogenannten Staatsmännern herumlaufen, denen man mit Recht nachsagen kann, sie hätten von 1914 nichts gelernt, jene Herren kann man diesen Vorwurf nicht machen und auf sie, fürchten wir, macht das „Jahr des Gedenkens“ einen anderen Eindruck als auf uns.



Vom Bauern und den Tauben

Von Friedrich Güll

Der Bauer hat ein Taubenhaus,
Da fliegen hundert Tauben raus;
Wie will er sie wieder fangen?
Wie kommt er über'n Hügel,
Er hat ja keine Flügel;
Wie will er sie wieder fangen?

Der Bauer denkt, sie warten dort,
Und kommt er hin, hüpf! sind sie fort
Und lassen sich nicht fangen.
Das Bauerlein muß schnaufen
Entseztlich von dem Laufen
Und kann sie doch nicht fangen.

Alß Bauerlein, geh nur nach Haus,
Sonst lachst dich die Tauben aus,
Die sich nicht lassen fangen.
Sie sind daheim und zupfen
Die Federn sich und hupfen
Auf einer langen Stangen.

Du mußt Gai.

Stizze von Fritz W. Brunsat.

Vor zehn Jahren — Es gibt noch große deutsche Segelschiffe. Zwar nur einige dieser vollgetakelten Windjammer — er heißt „Gai“ und ist in Stettin beheimatet, obwohl er seinen Heimathafen nie gesehen hat — befände ich mich. Unter der Mannschaft, wohlgeordnet.

Wir sind auf der Reise nach Süd-Australien begriffen und schon lange unterwegs. Ausig liegt der Atlantik eben südlich vom Äquator, in der Zone zwischen den beiden Passaten. Kein Mitsegler, in Sicht, keine aufsteigende Rauchwolke. Nichts, kein Vogel ein Fische, doch —

Mitten in dieser grenzenlosen Einsamkeit erscheint der erste Gai. Der Tag ist außerordentlich heiß. In den späten Nachmittagsstunden erhebt das entkräftete Luftschiff gänzlich in sich selbst. Still liegt das Schiff auf einer blauen Platte, über die in

sehr weiten Zwischenräumen eine leichte Falte kräufelt, die Nordwände entlangzieht und leise rauchend vergeht. Atemzüge des Meeres, tiefe Seufzer. Dann niedrückt das Schiff mit den weißen Pyramiden seiner Segel jedesmal ein bißchen.

Unter der Oberfläche des Wassers fährt dicht an der Steuerbordseite auf einmal ein Schatten hin und her. Seine Tiefe verändert, erscheint er bald heller, bald dunkler; Grünlich, bläulich, schwarzlich. Bald nahe daran, feste Form anzunehmen — bald kaum wahrnehmbar, zerfließend. Ist es ein Fisch, ein Weichtier oder — eine dreieckige Klotze zerfließend den Wasserpiegel. Ein Ruf wird laut: „Gai beim Schiff!“

Hasige Tritte nackter Füße über holzernen Planken. Stimmen, in denen eine ungeliebte Erregung liegt. Leute werfen ihre Arbeit hin, laufen herbei. Angehörige der Freiwache peilen über Bord. Sie weisen einander den großen Fisch, der die Aufmerksamkeit, die man ihm entgegenbringt, fühlt und sich unruhig wendet, achtern aus verzieht. Der im Gaischiffang erfahrene Koch wirft kleine Speckstücke hinterher, die das Tier gierig verschlingt, wobei es sich halb herumdreht und sein auf der Unterseite sitzender Magen sichtbar wird.

Inzwischen hat der Bootsmann in aller Eile eine Angel zurechtgemacht. Am Ende eines Reissigs, einer fingerbreiten Leine, steckt ein verhältnismäßig dünnes Stück Kette mit einem handlangen Haken. Wieder dient Speck als Köder. Dann wird das Fanggerät über das ausfallende Heck nach unten gesenkt. Ob der Gai anbeißt, wird nicht abgewartet.

An der Keling des Achterbords steht dichtgedrängt eine Mannschaft. Sie hat außerordentlich dort nichts zu suchen — Tabu: Sie weiß das genau, aber sie bleibt doch dort. Der Alte sagt nichts. Und wenn der Alte nichts sagt, so sagen die Offiziere, die Steuerleute, erst recht nichts. In solchen Situationen sind alle eines Sinnes.

Auf dem Achterdeck steht dichtgedrängt eine Mannschaft. Der Gai kann sie nicht sehen, wohl aber hören. Er beschreibt große, allmählich aber enger und enger werdende Kreise. Man sieht, wie sich seine beiden Lohenschlingen — die üblichen Begleiter dieser kurzschäftigen Wieders — lösen und das große, träge an der Angel pendelnde Speckstück beschluppert. Es erregt nicht ihr Mißtrauen, denn sie sind noch nicht ganz zu ihrem Herrn zurückgekehrt, da hört dieser bereits wieder vor. Wieder dreht er sich auf den Rücken. Das Ende der Angel verschwindet zwischen den doppelten Zahnreihen eines mächtigen Kiefergelenks, und als dieses zuschlägt, fallen wir alle ein.

Das Vieh will noch einen erschreckten Sprung seitwärts vollführen, da hängt es mit einem vom Haken durchbohrten Rücken schon halb in der Luft und bleibt für einen kleinen Augenblick übertrahst und ausstüßend Augen starrend ganz ruhig. Dann aber schlägt es das Wasser zu Schaum.

Übermals holen wir den Reissig durch: Es kommt nun auf festes Zupacken an, denn der seinem Element entzogene Gai zappelt mit einer durch höchste Wut und Angst riesig gesteigerten Kraft. Aber es hilft ihm nichts.

„Hol em up, hol em up“, schreit der Alte, ergreift selbst den Tumpen, wir rennen längs Deck, es gibt einen Ruck, hinter uns klappert ein schwerer Körper über die Keling wir stolpern die Treppe hinunter auf's Großdeck, und so laufen, zucken und schleifen wir das Tier förmlich an Bord. Da liegt es nun beim Großmast, teilt mit seiner starken Schwanzflosse fürchterliche Schläge auf die Planken des Decks aus, und ein bis zur Achterreling hinaufführender Wasserstreifen, den zurückgelegten Weg andeutend, verzweigt sich in viele, viele kleine Arme, die alle im Wasserweg verlaufen.

Mit Gegenständen aller Art bewaffnet stürzen wir uns auf das Tier, geistlich die Bauern zwischen den drohenden Hammer-schlägen seiner ungeheueren Wildheit abpassend. Die Augenblinde, in denen es erschöpft verschmachtet, sind von untern herglockt fallenden Stieben und Schiden erfüllt. Wieder und wieder läßt der Kopf des Gais wuchtig auf den Kopf des Gais fallen. Der Zimmermann zerstückelt mit der Art das Rückgrat, trennt die Schwanzflosse ab. Ein Matrose schlägt den Fischleib auf.

Wir schneiden und schneiden. Jemand sichert sich das Gefäß. Ein anderer das Rückgrat. Es läßt sich ein Spazierstock davon machen. Aber was will man damit? Wieder ein anderer beabsichtigt, die Rücken-flosse seiner ehemaligen Schule zu schenken: Vorausichtlich stinkt die Sebenswürdigkeit dann aber schon.

Die Schwanzflosse nageln wir an die Spitze des Klüverbaums. So will es der Segelschiffsbrauch. Sie soll uns guten Wind bringen. Die ungenießbaren Weichteile werfen wir über Bord.

Mitten im blutigen Handwerk überfällt uns die Nacht. Etwas verflört halten wir inne. Wir sind am ganzen Körper naß. Ob vor Aufregung oder von der Hitze, weiß ich nicht.

Es war der erste Gai. Ein noch junges Tier. Kaum zweieinhalb Meter lang. „Das gabst einen H-S-Haisturm“, flötet dieser der Nacht.

Am Horizont stehen Windwolken. Es ist der dreihundvierzigste Tag der Ausreise.

Leinen der Mode

Kleine Blüten, kleine Blätter



Mode und Heim

Gebümt — das ist die reizvolle Hochsommermode, allerdings trägt man weniger große Blumenmuster, als die ganz zierlichen, feingemusterten Blütenmotive. Man sieht sie, sehr bunt, auf schwarzem Grund, ebenfalls auf hellem Grund.

Immer wird der Stoff so verarbeitet, daß die Musterung selbst und ausschließlich zur Wirkung kommt — also ohne besonders komplizierten Schnitt oder auffallende Zierate. Das jugendliche Nachmittags- und Abendkleid hat den reichfallenden ovalen Ausschnitt und die dreifach abgestuften Ärmelchen, zierliche Wasserfälle von den Knien an abwärts und einen Samtgürtel mit kleinem Blütenknoten.

Die ältere Dame läßt das Kleid in der sehr vorteilhaften Westenform arbeiten, mit hellerem Einsatz und eingearbeitetem Mittelteil, aus dem die Rockweite auspringt. Der schwarze dreieckige Mantel mit weitem Kurzärmel und schmalem Pelzbesatz betont ebenfalls die schlanke Linie.

Gepunktet, gestreift, kariert

Modische Winke

Ein ganz kleines Knüpfknäuel umschließt den Hals, luftig gepunktet. Das gleiche Muster wiederholt sich am schmalen Band des großen, weißen Hutes und an einer Ecke des Taschentuchs, das aus der Tasche des weiten Leinenmantels herausragt.

Auf sommerlichen Sandbäcken aus Bast, Leinen, Stoff legt man gern Holzbüschchen als Monogramm zusammen. Sehr luftig sind auch die Taschen, bei denen die Buchstaben selbst als Verzierrand dienen.

Die etwas asiatisch orientierte Mode dieses Sommers beeinflusst auch die kleinen Zierrate unserer Kleidung. Wie chinesische Schwerter sind Klips und Nadeln am Hut geschwungen. Gleich chinesischen Klipsen wirken die flachen Metallhüte, die die Lederbüschchen des Gürtels halten. Die flachen Chinesenhüte sollen tief ins Gesicht gerückt werden, um wirksam zu sein. Uebrigens kann man sie furchtbar einfach selbst herstellen, vor allem in Ergänzung des Strandanzuges: ein kreisrundes Stück leichte Pappe erhält an einer Seite bis zum Mittelpunkt einen Ausschnitt wie ein Tortenstück. Dann näht oder klebt man beide Schnittflächen übereinander, malt den „Hut“ bunt an oder bezieht ihn mit leichtem Kretonne und befestigt an beiden Seiten ein kleines Gummischürchen! Der schattenpendende Strandhut ist entzückend großzügig und unübertrefflich billig!

Das einsame Kind

Wie kann ihm geholfen werden?

Der naheliegendste Grund ist in körperlichen Fehlern zu suchen, in Mißgestaltungen oder kleinen Schwächen, die tatsächlich vorhanden sind, aber in gleichem Maße vereinsamend wirken, wenn sie nur „eingebildet“ sind oder durch ein achlos hingeworfenes Wort von Gleichaltrigen, einen schlechten Witz etwa, dem Kind „angedichtet“ werden. Ein sehr fein empfindendes, rothaariges Kind, das ständig der auffallenden Haarfarbe wegen genötigt wird, kann sich ebenso ausgegrenzt fühlen aus dem Kreis der Gespielen wie ein anderes, dem ein Spielkamerad einmal in aller Dummheit nachsagte, es hätte „Froschfüße“. Die „eingebildeten Krankheiten“ sind mit viel Liebe, mit Humor, mit Verständnis wegzubottern, sofern die Behandlung durch die Eltern möglich ist. Frühzeitig einsetzt. Ueberwertigkeitsgefühle soll man auch bei solchen Kindern nicht zu erzeugen suchen — „Laß die andern nur reden, du bist doch viel hübscher und klüger als sie!“ — sie erzeugen später schwere Nachteile. Ein wirklich körperlich mißgeformtes Kind wird man hingegen lieber in die Gemeinschaft Gleichartiger einführen, wo es ungehindert und harmlos fröhlich sein kann.

Das verzerrte Kind

Die seelischen Leiden und Fehler sind schwerer zu erkennen. Da ist das verzerrte und verzerrte Kind, das sich in keine Gemeinschaft einfügen kann, das wehleidig stets zur Mutter gelaufen kommt und Ansprüche stellt, die die Spielkameraden in gesundem Egoismus nicht zu erfüllen gewillt sind. Hier ist als Fehlerquelle die falsche Einstellung der Mutter zu bekämpfen. Uebergroße Liebe, nach außen durch Verzeihung und übertriebenes Umsorgen gezeigt, schadet dem Kind weit mehr als das Gegenteil. Obwohl verführte Kinder ebenfalls in hohem Maße der Gefahr einer Vereinsamung ausgesetzt sind. Die „Behandlung“ hat hier ebenfalls den Eltern gegenüber einzusetzen, das Kind selbst wird sich unter liebevoller Pflege sehr schnell erholen.

Das leidenschaftliche Kind

Aber noch andere Gründe können vorliegen — beispielsweise werden Kinder mit sehr starkem und sehr schlecht gezieltem Temperament häufig instinktiv von Gleichaltrigen ausgeschlossen. Sie leiden, eben ihrem Temperament gemäß, ganz besonders schwer darunter und ihre ungünstige Veranlagung wird sich, wenn hier nicht verständnisvolle Elternhilfe helfend eingreift, durch diese übersteigerten Erlebnisse nur noch vertiefen. Solche Kinder müssen mit unendlicher Geduld und Liebe, im Notfall auch mit Strenge zu der Erkenntnis geführt werden, daß ihre Fähigkeiten größer sind als die anderer Menschen, wenn sie ihr Temperament zu zügeln und richtig einzusetzen lernen. Diese Aufgabe ist unendlich schwer und wird nur langsam Erfolg haben — dennoch wird dieser Erfolg die aufgewendete Mühe in schönstem Maße belohnen. Wenn nicht die Tatsache allein schon, das Kind ausgeglichener und glücklicher zu sehen, Lohn genug ist.

Was wir Frauen wissen müssen

Die Notwendigkeit der Mutterfürsorge

Deutschland hat Todesfälle in Wochenbetten zu verzeichnen bei:

Frauen selbständiger Industrieller	0,38 v. H.
Frauen von Beamten	0,41 v. H.
Frauen von Industriellen, Transport- und Lohnarbeitern	0,74 v. H.
Frauen von landw. Dienstboten	1,37 v. H.
Frauen von Bauern	2,34 v. H.

Ein kleiner Haushaltswint

In keinem Speisefach sollte die Zitrone fehlen. Abgesehen davon, daß ein paar Tropfen Saft fast jedem Gericht größere Schmackhaftigkeit geben, daß Zitronensaft an Stelle von Essig in Salaten anzuwenden ist, daß die Schale alle Speisen und Kuchen würzt und daß die ausgepreßte Hälfte neben der Seifenschale am Waschtisch seinen Platz haben sollte. Ein wenig überreiben damit nach dem Händewaschen — und häßliche, schwarze Risse verschwinden.

Eine zweite kosmetische Bedeutung der Zitronen: ein paar Scheiben ins Waschwasser gelegt, geben der Gesichtshaut eine ganz neue Straffheit und Frische. Dann allerdings keine Seife verwenden. Möglichst abends gebrauchen; über Nacht einwirken lassen.

Als wirksames Fleckenmittel ist Zitrone ja bekannt, vor allem, wenn es sich um die leidigen Linsenflecke handelt. Aber auch Rost verschwindet, wenn er mit heißem Zitronensaft behandelt wird.

Selbst die Hausapotheke kann auf Zitronen nicht verzichten. Sind Füße und Beine überanstrengt, so werden sie erst in warmem Salzwasser gebadet und anschließend daran mit Zitronen gründlich eingerieben und massiert. Es wirkt Wunder.

Hustenreiz verschwindet, wenn man ein Glas heißes Zitronenwasser, mit Honig gesüßt, zu sich nimmt.

Nahrung Hausfrau!

Gurkenzeit

Frische Gurken halten sich drei bis vier Wochen, wenn man sie mit der Stielseite jeweils bis acht Zentimeter tief in oft erneuertes Wasser stellt. Ränder haltbar mit Ueberzug von Eiweiß oder Kollodium. Aber man wird es ja doch nicht darauf ankommen lassen und die frischen Gurken bald verwenden. Hier einige Möglichkeiten:

Glasirte Gurken. Eine Gurke wird geschält, halbiert, mit einem silbernen Löffel vorsichtig entkernt und in fingerlange Stücke geschnitten. Dann übergießt man sie vorsichtig mit kochendem Wasser und läßt sie gut abtropfen. In Wasser, Butter, Zucker, Salz und etwas Essig oder Weißwein werden sie bei geschlossenem Deckel weich gedünstet, wobei die Brühe allmählich verkocht.

Gurkengemüse. Kleine Gurken werden geschält, halbiert, entkernt und in fingerlange Stücke geschnitten. Dann bräunt man in heißem Fett zwei Eßlöffel Zucker, gibt die abgetropften Gurkenstücke hinzu, läßt sie hellgelb werden und rührt etwas Mehl daran. Die Quast besteht jetzt darin, die Tunkte abzuschmecken mit Essig, Zitronensaft, Wein, Salz, Pfeffer, Kräutern und ein wenig lauer Sahne.

Gurken mit Speck. Ein besonders delikates Gericht: die Gurken werden wie oben vorbereitet, dann läßt man ein gutes Teil Speckwürfel in der Pfanne glasig werden, läßt Mehl darin bräunen und bereitet eine sämige Tunkte mit Wasser, das mit Pfeffer, Salz, Essig, Zitronensaft, einem Schuß Weißwein und Zucker schmackhaft gemacht wird. Dann läßt man die Gurkenstücke darin weichschmoren.

Warum braucht man Eierlöffel?

Was die Hausfrau von den Werkstoffen wissen muß — Richtige Behandlung des Materials

Eierlöffel? Warum nicht die viel schöneren Silberlöffel? Aber ganz einfach — Silber läuft bei Berührung mit gewissen chemischen Verbindungen, beispielsweise mit Schwefel- und Chlorverbindungen, stark an und wird unansehnlich. Man benutzt daher Silber keinesfalls als Löffelmateriale für Senfzäpfchen und Salzgefäße, und aus dem gleichen Grunde auch nicht beim Eieressen.

Ueberhaupt ist ein wenig Werkstoffkenntnis nützlich für die Hausfrau, die sich ihre Geräte durch richtige Behandlung lange erhalten möchte. Da ist zum Beispiel der beliebte Aluminium-Löffel. Er ist empfindlich gegen Stoß und Druck und muß gut behandelt werden. Scharfe Reibmittel geben sehr häßliche Schrammen auf seiner Oberfläche und keinesfalls soll dem Spülwasser Soda zugefügt werden, denn Soda macht den blanken Aluminiumtopf dunkelgrau und stumpf.

Feuerfeste glasierte Geschirre dürfen, trotz des Namens, niemals unmittelbar dem Feuer ausgesetzt werden. Sie müssen auf der Flamme wie auf dem Einäschblech im Backofen auf eine Unterlage gestellt werden, will man sich nicht über Risse und Sprünge ärgern.

Noch gefährlicher ist die Sache mit dem emaillierten Geschirr. Emaillie ist bekanntlich ein glasartiger Ueberzug, der mit dem Glas auch die Eigenschaft großer Empfindlichkeit

gemein hat. Es leidet auch unter Temperaturwechsel, darum sollte man dringend vermeiden, wie es so häufig geschieht, in den entleerten Topf, der noch von kochender Speise dampft, der vereinsamten Reinigung wegen kaltes Wasser laufen zu lassen. Man sollte aus diesem Grunde immer ein wenig Wasser neben den Geschirren anwärmen, um sich die Emaillierung zu schonen. Bei raschem Temperaturwechsel springt die Emaillie und platzt schließlich ab. Man vermeidet darum auch das Reinigen der Töpfe mit groben Bürsten oder scharfen Reibmitteln, die dem Ueberzug auch den Glanz nehmen und seine Widerstandskraft herabmindern.

Haushaltsmaschinen und viele Haushaltsgeräte sind aus Gußeisen. Man muß wissen, daß dieses Material sehr spröde ist und nur einen geringen Grad von Zähigkeit besitzt. Der gußeiserne Topf verträgt also einen Sturz vom Herd herunter ebenso wenig wie die Fleischmaschine, die unachtsam in den Spülfließ geworfen wird. Gußeisen läßt sich nicht zusammenzuschmeißen oder schmieden, das ganze teure Gerät kann durch Nachlässigkeit unbrauchbar geworden sein. Es ist übrigens auch empfindlich den Temperaturunterschieden gegenüber. Daran ist zu denken, wenn man glühende Herdringe mit kaltem, kaltem Wasser reinigt. Das „unerklärliche“ Brechen der Ringe kann darin seine Ursache haben.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Nahrung für die Haut

Die gut gereinigte Haut muß ernährt werden; sie braucht Ergänzung der Fette, die sie beim Bad abgibt. Gut gereinigt? Wer ganz sicher gehen und alle Poren säubern und öffnen will, reibt sich vor dem Einsetzen noch mit Kräutereisig, mit Seesandmandelöl oder Franzbranntwein ab. Dann folgt das Einölen.

Welche Fette sollen benutzt werden? Ausschließlich pflanzliche oder tierische Fette, weder mineralische noch solche, denen ätherische Öle beigegeben sind (also „parfümierte“ Hautfette). Für mineralische Fette hat die Haut keine Aufnahmevermögen, die ätherischen Öle äßen sogar noch die Haut. Das reine tierische oder pflanzliche Öl wird tropfenweise in die hohle Hand gegossen, dann beginnt man bei den Füßen mit der gründlichen Einreibung, die „durch kreisförmigen Handdruck erfolgt. Von den Füßen an aufwärts zum Herzen, vom Hals an abwärts.

Man wird beobachten, daß manche Fette von der Haut mit besonderer Gier aufgesogen werden. Es gilt also, das für die eigene Hautbeschaffenheit günstigste Nährmittel zu erproben. Die Wirkung der Ölung ist so ausgezeichnet, die Haut bekommt so ungewöhnliche Spannkraft und jenen matten, gelblichen Schimmer, der den Reiz der gepflegten Frau ausmacht, daß die einmal begonnene Hautpflege gewiß nicht wieder unterbrochen wird.

Das praktische Heim

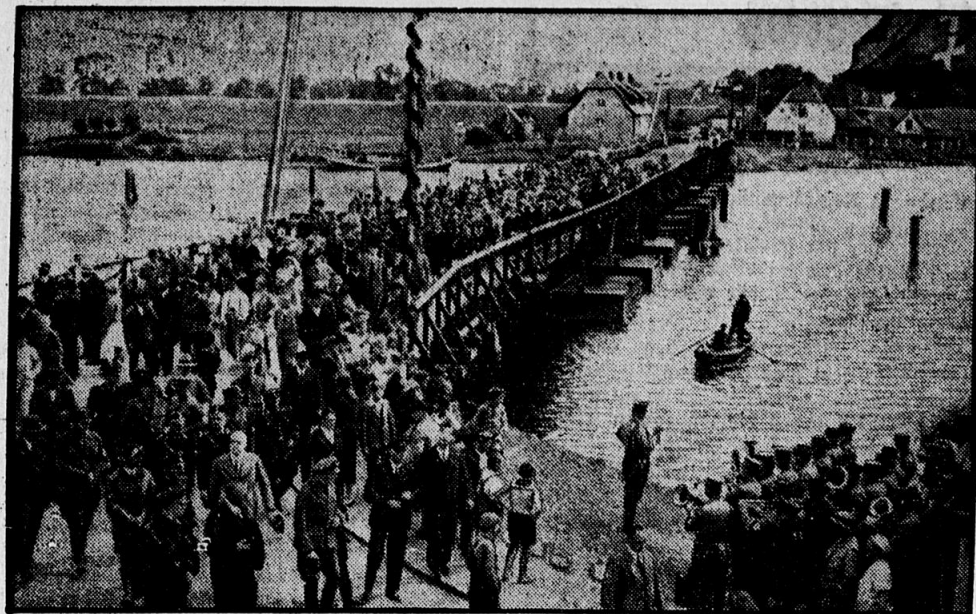
Handarbeiten — und doch nützlich!

Handarbeiten, hübsche, leichte sommerliche Handarbeiten mit nützlichem Hintergrund sind beispielsweise die praktischen Kuchen- und Speiseglocken, die die lästigen Insekten fernhalten. Das nach Schirmart zusammenklappbare Gestell ist fertig zu haben. Man bezieht es mit feinmaschigem Tüll und durchzieht ihn mit buntem Twill in geradlinigem, modernem Muster. Das Zierrädchen ist in Gabelarbeit ausgeführt.

Wascheplatten, aus einfachen Pappen in verschiedenen Größen bestehend, werden mit lustigem, kleingebütem Kattun oder Chintz bezogen und mit passenden Gummibändern versehen. Ein einfacher Holzständer bekommt eine elegante Note, wenn man ihn mit Seide bezieht und mit einem hübschen Puppenkopf verziert.



Bilder aus aller Welt



Die Rogatbrücke bei Danzig eingeweiht.
Die Ehrengäste passieren die neue Brücke über die Rogat. Sie ist 164 Meter lang und 25 Meter breit und verbindet den Freistaat Danzig mit Elbing. Für den Verkehr zwischen Danzig und dem deutschen Mutterland ist sie von weittragender Bedeutung.



Originalbild vom Kriegsschauplatz im Gran Chaco.
Seit mehr als zwei Jahren tobt im Gran Chaco der Krieg zwischen Bolivien und Paraguay, dem allein im Juli 4500 Mann der bolivianischen Armee zum Opfer fielen. Auf unserem Bilde werden bolivianische Kriegsgefangene von der Front abtransportiert.



Der 15. Rhön-Regelflug-Wettbewerb.
Bild auf das Flugzeuglager des 15. Rhön-Regelflug-Wettbewerbes auf der Wasser-Luppe, wo über 80 teilnehmende Flugzeuge startbereit liegen.

Bild rechts:

„Es wird alles reiflich überlegt, was wir fähig darstellen!“
Ein Bild aus dem Festzug zum „Märkischen Völkertag“ in Berlin, zu dem aus vielen Städten der Mark Brandenburg Vertreter des alten Völkerverbands zusammenkamen.



Bild links:

Maschinengewehr auf dem Stephansplatz in Wien.

Während der Ministerbesprechungen zur Kabinettsbildung wurden wieder verstärkte Militär- und Polizeistreifen eingesetzt.



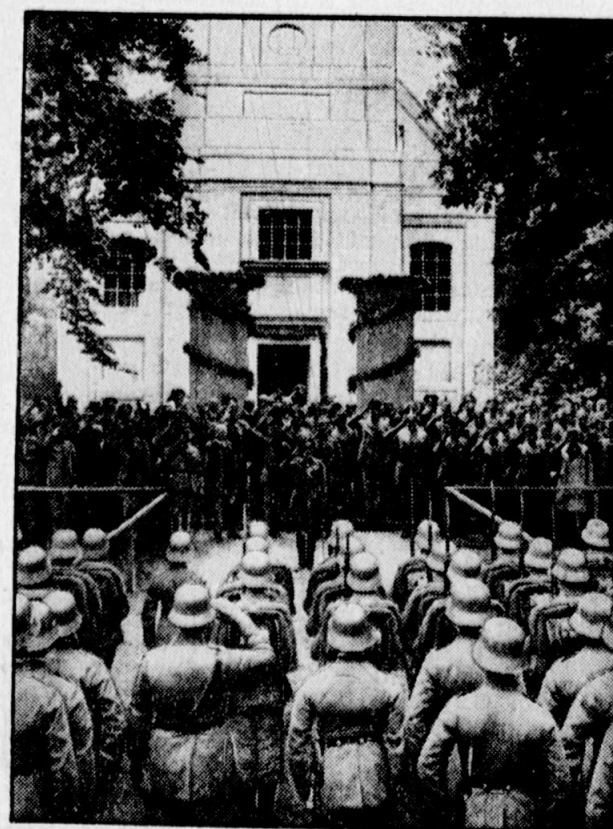
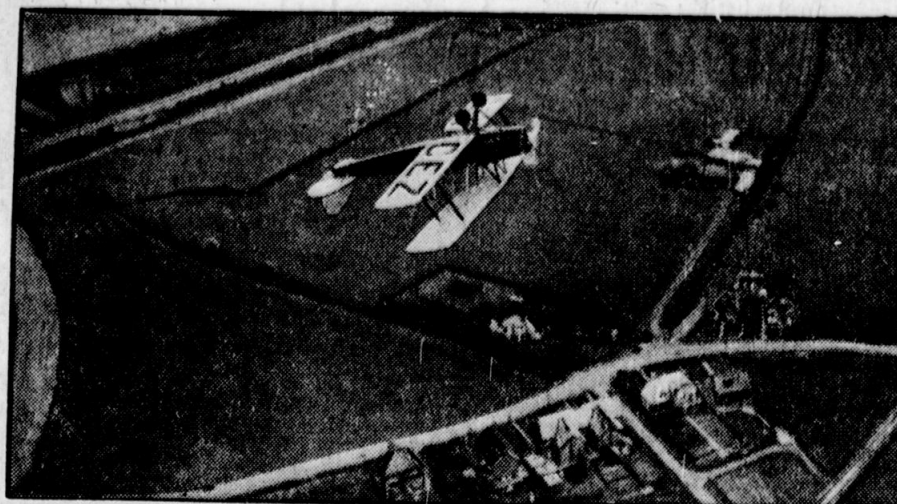
Olympische Spiele schaffen Arbeit.
Bild auf das Grunewald-Stadion bei Berlin, wo Arbeiter eifrig am Werk sind, das Stadion für die Olympischen Spiele 1936 umzubauen.



Bild links:

Bleriot - Gedächtnisflug über den Kanal.

Der englische Fliegerleutnant Thompson bei seinem Rückenflug über den Kanal, den er zur Erinnerung an den vor 25 Jahren durchgeführten ersten Kanalfahrt Bleriot's unternahm.



Ehrenmalweihe für die ehemaligen Garderegimenter in Döberitz.

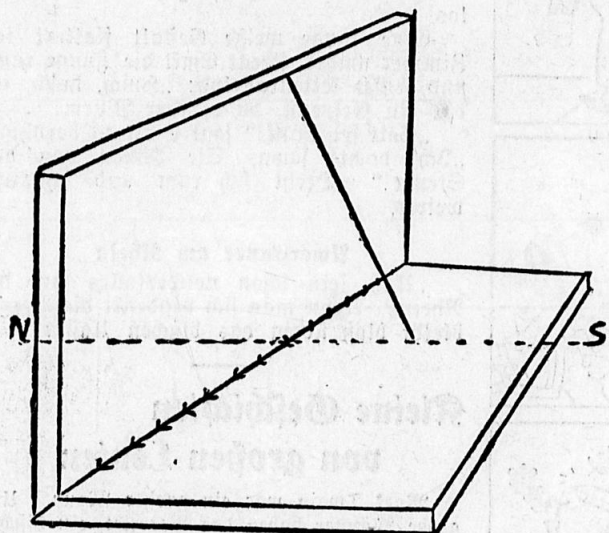
Die Feier vor der Döberitzer Dorfkirche, die zum Ehrenmal der ehemaligen Garderegimenter geweiht wurde. In der Mitte vorn Generalmajor von Willeben, Befehlshaber im Wehrkreis III, der die Weiherede hielt.

Spielplatz der Jugend

Die Sonnenuhr

Ein schöner, sonniger Tag, den wir zu Hause bei den Eltern verleben, genügt, um uns ohne viele Arbeit eine Uhr arbeiten zu lassen, die weder nach, noch vorgeht, die allerdings manchmal stillsteht, wenn nämlich Wolken am Himmel sind, die weder Feder noch Räder braucht, allerdings nur die Tagesstunden zeigt — es ist die Sonnenuhr. Mit zwei Brettern und einem Metallbindfaden oder mit einem Brett und einem Stab könnt ihr das leicht zurechtbringen.

Zwei Bretter legt ihr zu unserer ersten Sonnenuhr so zusammen, wie es auf der Abbildung steht, also rechtwinklig.



Dann spannt ihr recht stramm einen mit Metall durchwehten Bindfaden von der Mitte des oberen Randes bis ungefähr zur Mitte der unteren Platte. Die Wölbung der beiden Bretter muß, wie auf der Abbildung angedeutet, von Nord nach Süd laufen. Habt ihr das zurechtgebracht, dann legt ihr das kleine Brett in den Garten auf einen freien Platz und paßt an einem schönen Tage auf, wo der Schatten des Bindfadens sich zu den einzelnen Stunden befindet. Jede dieser Stellen markiert ihr durch einen Pinselstrich mit Delfarbe oder besser noch durch Einschlagen eines Nagels in den Winkel der beiden Bretter. Strich und Nagel dürfen allerdings nur von bescheidenem Umfange sein. Zu jeder Markierung schreibt ihr dann die betreffende Zahl. Die andere Sonnenuhr ist bedeutend einfacher herzustellen. Ihr nehmt ein Brett von quadratischem Umfange und errichtet in der Mitte einen festen Stab senkrecht hoch. Unten an diesem Stab bindet ihr einen Bindfaden und zieht mit dessen Hilfe unter Beistand von einem Stüchchen Kreide einen Kreis, dessen Radius nur halb so hoch sein darf wie der Stab. Dann nehmt ihr den Bindfaden fort und zieht den Kreidekreis sorgfältig und deutlich mit Delfarbe nach. Und nun müßt ihr die einzelnen Stunden ebenfalls höchst persönlich festlegen. Im Laufe eines Tages gebt ihr acht, wo der Schatten des Stabes zu jeder vollen Stunde den Kreis berührt oder schneidet und schon habt ihr die Uhr fertig, wenn die bewußten Punkte genau bezeichnet sind.

Die Bretter aber freicht ihr vor der Arbeit gut mit Karbolium an, sie halten dann bedeutend länger.

Wenn der junge Mond aufgeht...

...sieht er nicht überall aus wie bei uns

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
und ist doch rund und schön.
So ist's mit manchen Sachen,
die wir getrost belachen,
weil uns're Augen sie nicht sehn.

(M. Claudius)

Manches Geheimnis verbirgt der Mond vor uns und ist doch unser nächster Nachbar im Weltall.

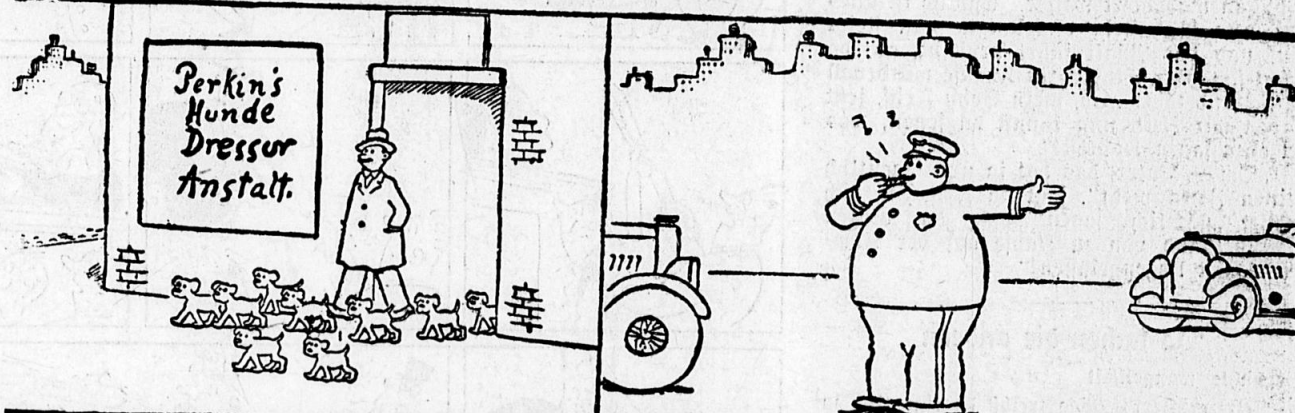
Seine Geschichte ist uns unbekannt und uralte Menschheitsagen knüpfen sich daran, die da wissen wollen, daß es schon viele Monde gegeben hat, die aber nacheinander alle von der Erde angezogen wurden und auf sie herabstürzten — das soll auch die Ursache der großen Sintflut sein. Ebbe und Flut werden durch ihn geleitet. Nur die eine Hälfte seiner Oberfläche zeigt

er uns zu, die andere hat noch nie ein menschliches Auge gesehen. Und wie er stets seine Gestalt verändert, das wißt ihr ja aus eigener Beobachtung. Von der feinsten Sichel schwillt er an zur halben Scheibe, rundet sich zum Vollmond, wird wieder Sichel und läßt uns dann einige Nächte überhaupt im Stich. Betrachten wir aber den zunehmenden oder abnehmenden Mond — wie man ihn in Gedanken an das geschriebene a und g errätet, werdet ihr wissen —, so müssen wir bedenken, daß er nicht überall den Bewohnern der Erde gleichgeformt erscheint. Zwar, die Sichel sieht man überall, aber in Brasilien liegt sie auf dem Rücken, am Nord- und Südpol steht sie senkrecht, während sie uns und den anderen gemäßigten Breiten schräg gekrümmt erscheint. Zeigen bei uns die beiden Spitzen nach rechts, so deuten sie in der südlichen gemäßigten Zone nach links — die Kinder von Lapland, wenn sie deutsch sprechen, könnten also aus dem a auf abnehmenden, aus dem g auf zunehmenden Mond schließen.

Gegen diese Tatsache wird nicht selten von Mäusern gelächelt. Es gibt da ein bekanntes Bild von Bagdad mit der Mondsichel, wo das Gesicht so senkrecht wie über den Polen steht. Vielleicht habt ihr selbst einmal Gelegenheit, bei Betrachtung von Gemälden derartige Fehler zu entdecken. Der Halbmond aber, den die Türken im Wappen führen, hat ursprünglich nichts mit dem Mond zu tun, sondern war der gebogene Säbel eines mohammedanischen Eroberers, den er als Feldzeichen auf einer Stange seinen Truppen vorantragen ließ.



Der überraschte Verkehrsschutzmann



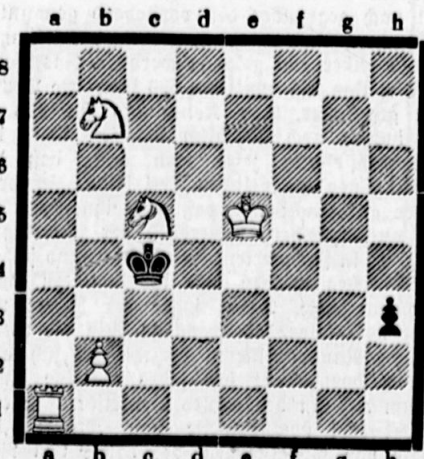
Wenn Terrier zog Herr Perkins auf
Und stellt dressiert sie aus zum Kauf.
Sie machen schön und geben Pfote,
Sie apportieren, spielen Vöte,
Sie springen, tanzen wunderbar —
Ein jeder Terrier ist ein Star...
Da steht der Schutzmann auf dem Platz,



Er kommandiert und heißt Herr Wag.
Er hebt den Arm hoch, und sein Wagen
Wird nun vorbeizufahren
Für Perkins Hunde ein Signal
Zum Springen wie ein Wasserfall.
Ganz sprachlos steht Herr Wag
Und übertrifft, als dies geschah...

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Kontrollstellung. Weiß: König e 5, Turm a 1, Springer b 7, c 5, Bauer b 2. — Schwarz: König c 4, Bauer h 3.

Das Alarmsignal

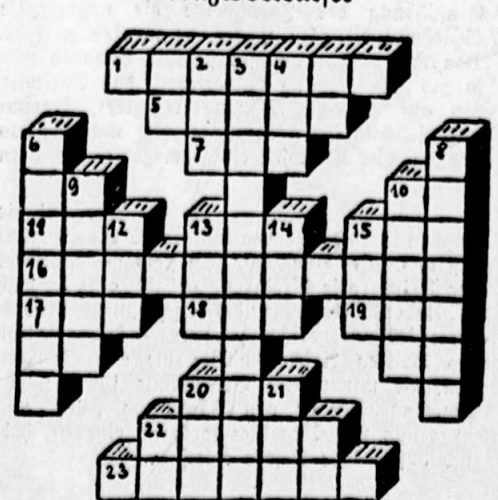
Mitten im wüsten Südamerika liegt eine Farbenfabrik. Fern jeder menschlichen Ansiedlung ist die Anlage hart am Ufer eines kleinen Flusses errichtet, die Wohnhäuser der Fabrikleiter liegen, einige hundert Meter flussaufwärts, auf einer kleinen Insel. Die Fabrik selbst ist so eingerichtet, daß im Obergeschoß die Arbeitsräume liegen, während im Obergeschoß die Fässer mit fertigen Farbenvorräten lagern.

Eines frühen Morgens wird die Fabrik von Banditen überfallen. Sie umzingeln den Bau von allen Seiten, so daß dem einzigen Wächter

selbst der Fluß als Fluchtweg nicht zugänglich ist. Er flieht in das Obergeschoß und verbarrikadiert sich dort. Angstvoll karrt er aus dem Fenster, den Fluß hinunter, wo die Wohnhäuser der Arbeiter und Fabrikleiter friedlich in der Morgensonne schlummern. Er hat keine Verhinderungsmöglichkeit —

Doch schließlich fällt ihm ein Ausweg ein, der tatsächlich dazu führt, daß die Bewohner der Insel aufmerksam werden und Hilfe schicken. Was tat er?

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Weinvertrieb, 5. Schlacht- und Siegesgefang, 7. Windrichtung, 11. griechischer Buchstabe, 13. Raubtier (poetisch), 15. Nomadenstamm, 16. Teil der Finger, 17. arabischer männlicher Vorname, 18. Algonkin-Indianerstamm, 19. biblischer König, 20. weiblicher Vorname, 22. Baum, 23. geometrischer Begriff.

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — a — ba — bar — ber — bra — da — dan — de — di — bi — bi — bi — bur — e — e — em — en — gi — i — la — lei — le — ma — ma — ne — ra — ra — re — ro — san — se — si — ster — tar — te — the — tit — tis — ul — un — us — vi —

Sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Simrod ergeben.

1. Mundart
2. Befehl des Sultans
3. Salatpflanze
4. englische Insel an der Ostküste Afrikas
5. Mutter des Achilleus
6. feine Gipsart
7. Oper von Leipzig
8. berühmter italienischer Dichter
9. Liebeslehre
10. Klemme, Verlegenheit
11. Schwarzwild
12. wohlriechende Gartenblume
13. engl. Festung in Südspanien
14. biblischer Ort
15. Vögelart
16. nördlichste Provinz Irlands

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Springer e3—g2

Wenn Schwarz Tf1×Dh1, dann f2—f4 matt.
Wenn Schwarz g3×f2, dann Dh1—h2 matt.
Wenn Schwarz Lh7×Le4, dann Dh1—h5 matt.
Wenn Schwarz Th1×f2, dann Dh1—a1 matt.
Wenn Schwarz Lh7×Sg8, dann Dh1—h8 matt.

Die Turmuhr schlägt

Die Uhr zeigte 7 Uhr 38 Minuten abends.

Silbenrätsel

1. Elbe, 2. Bari, 3. Napoleon, 4. Remis, 5. Umma, 6. Hermann, 7. Ignatieff, 8. Gellert, 9. Elipse, 10. Salamis, 11. Gregor, 12. Feuer, 13. Wallach, 14. Irene, 15. Schraubstock, 16. Saffran, 17. Emmaus, 18. Nuntius, 19. Nalbe, 20. Stadion. — Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Kuschelissen.

Ganz verdrehte Fragerei

Da ein Passagier „dem Schaffner am nächsten wohnt“, kann er weder in Leipzig noch Berlin seinen Wohnsitz haben, sondern irgendwo auf der Straße. Herr Bruno kann es nicht sein, denn der wohnt in Leipzig. Herr Albert kann es nicht sein, denn der verdient nur 3600 Mark im Jahr. Also ist es Herr Carl. Da nun Herr Bruno in Leipzig wohnt und Herr Carl zwischen Leipzig und Berlin, heißt der in Berlin wohnende Namensvetter des Schaffners Herr Albert, der Schaffner desgleichen. Da Carl mit dem Heizer Stat spielte, kann der Heizer nicht mit Carl identisch sein, also ist Carl der Lokomotivführer.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Rab, 5. Leu, 7. Bostvia, 8. Dom, 9. Bug, 11. Abde, 12. Ode, 14. Kat, 16. Engadin, 17. See, 18. War.
Senkrecht: 2. Ubo, 3. Domatne, 4. Rite, 5. Liberia, 6. Eau, 8. Duo, 10. Gut, 13. Dee, 15. Ana.

Von der Reise zurück ...

Rudolf-Rudolf

Mit Sack und Pack und Kind und Regel kehrt Herr Knolle am Ferienfluß von der Ostsee zurück. An der Stagentür steht grinsend Minna, die Perle. „Na, was Besonderes los gewesen?“ fragt Knolle die Perle. „Oh nee! Besonderes nix, bloß vor vier Wochen war ein Mann hier, der hat alle Möbel fraktiert, und gestern sind sie abgeholt worden!“

Herr Knippig

Herr Knippig wohnte sechs Wochen auf dem Lande in einem kleinen Dorfwirtshaus. Dann zahlte er eines häßlichen Tages seine Rechnung, und ohne irgend jemand ein Trinkgeld zu geben, ging er zum Bahnhof. Gerade sitzt er im Zug, da kommt der Hausdiener atemlos angelaufen und heult: „Entschuldigen Sie, aber ich habe Ihnen die ganze Zeit die Schuhe gepußt!“

„Hm...“, sagt Knippig da, „Sie waren ja nie besonders sauber, aber zu entschuldigen brauchen Sie sich deshalb doch nicht.“ Und da fuhr der Zug langsam ab.

Alte Geschichte in neuer Form

Herr Studienrat Krause hat mit der ganzen Familie seine Ferien am Knirps-See verbracht. Am vorletzten Ferientag werden Koffer, Koffer und Koffer gepackt. Uebermüdet leitet Herr Krause die Aufräumungsarbeiten. Endlich ist alles verstaut, und man marschiert mit Sack und Pack zu der zwei Stunden entfernten Bahnstation. Unterwegs sagt das kleine Fräulein: „Vater, darf ich mal was sagen?“

„Nein!“ ist die energische Antwort. „Kinder haben nur etwas zu sagen, wenn sie gefragt werden!“

Man marschiert weiter. Endlich ist alles auf dem Bahnsteig angelangt, man steigt ein, und das Fräulein prustet ab, da lehnt sich Herr Studienrat Krause würdevoll zurück und sagt: „So, mein Sohn Fritz, jetzt haben wir Zeit, nun kannst du sagen, was du eben sagen wolltest!“

„Oh — Vater, das hat ja nun eigentlich keinen Zweck mehr“, sagt das Fräulein, „ich wollte nämlich sagen, daß du deinen Schlüsselbund von zu Hause auf der Kommode hast liegen gelassen!“

Da lachen die andern

Geschichte mangelhaft

„Vater Herr: „Was treibst du eigentlich in der Schule? Du kennst nicht mal Heinrich IV.“ Schuljunge: „Wissenschaft ist der eben erst in die Klasse eingetreten.“ (Journal.)

Nicht kann sie haben

„Manchmal glaube ich, daß ich meinem Mann übergeben bin!“ „Ja, aber, Frau Knebel, wie kommen Sie denn auf den Gedanken?“ „Weil er nun seit drei Jahren nicht mehr nach Hause gekommen ist!“ (Vart Hem.)

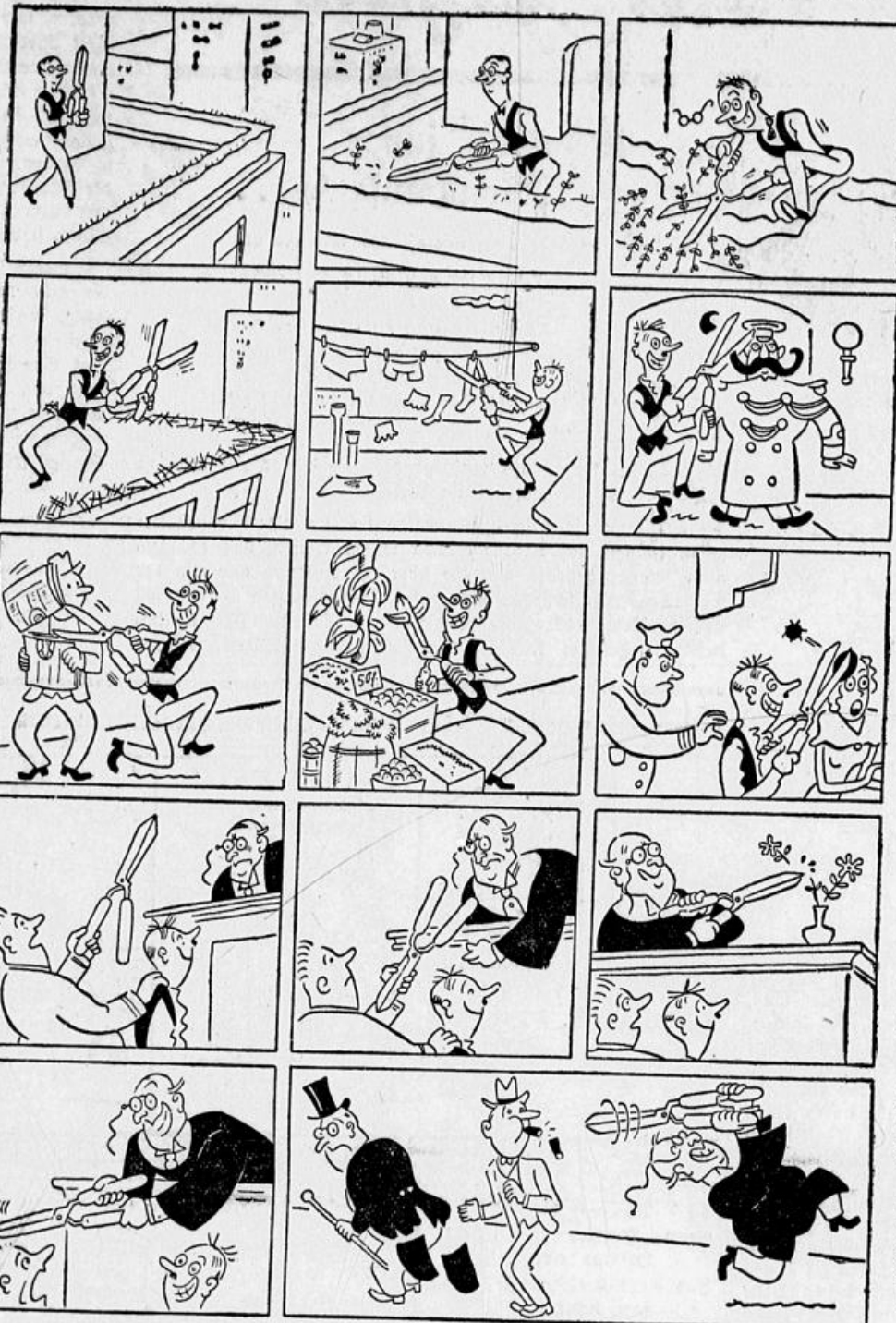
Ein guter Ratsschlag

Als der Sohn ins Leben hinaustrat, gab der Vater ihm Ratsschläge mit auf den Weg.

Die wunderschöne, neue Gartenschere ...

Eine moderne Moritat in 14 Bildern

(Nach Life.)



Im Gegenteil

Das Auto sah nach dem Zusammenstoß nur noch wie ein Haufen Gerümpel aus. „Sie haben wohl erst zu fahren angefangen?“ fragte ein neugieriger Herr den verzweifeltsten Fahrer. „Nein, Sie Dohle, aufgehört, wie Sie sehen!“

Die Rheinreise

Röbes Schmitz macht mit seiner Gattin eine Rheintour. In Königswinter verlassen sie den Dampfer. Verträumt steht Frau Schmitz vor dem Drachensfels und flüstert: „Weißt du noch, Männchen, vor zwanzig Jahren, als wir verlobt waren, wie ich da auf so einem süßen Felschen den Berg hinaufgeritten bin?“

„Ja, ja“, antwortet Röbes mit einem Seitenblick auf seine mittlerweile sehrorpulent gewordene Gattin, „heute müßtest du mindestens drei Felschen haben!“

Das Gepenst

Emil übernachtet auf einer Rheinreise in einem einsamen, unheimlichen Gasthause, aber Emil kennt keine Geisterfurcht.

Mitten in der Nacht geht der Zimmertür los. Eine lange weiße Gestalt flattert im Zimmer umher, streckt Emil die Zunge raus und leucht leuchtend: „Husch, husch, ich bin ein Gepenst, du elender Bumm!“ „Gott sei Dank!“ sagt Emil da beruhigt. „Ich dachte schon, Sie kämen von der Steuer!“ Dreht sich rum und schnarcht weiter.

Amerikaner am Rhein

„Was ist schon wunderbarliches an die Rhein? Wenn man sich ugendt die Berge, bleibt bloß übrig das hübsche Wasser!“

Kleine Geschichten

von großen Leuten

Mark Twain war ein großer Mann. Und große Männer haben das Vorrecht, ein hübsches zerstreut zu sein. Nein, seinen Schirm ließ er nirgendwo stehen. Er hatte gar keinen.

Aber eines Vormittags benötigte er dringend ein Nachschlagewerk, das tags zuvor die Nachbarn sich entliehen hatte.

Mark Twain ging es holen.

Aber als er strahlend, das Buch in der Hand, sich wieder in seine Wohnung begab, da schlug seine Frau die Hände über dem Kopf zusammen. Voller Entrüstung. Denn Mark Twain hatte vergessen, den Schiffs umzubinden.

Sinnend schaute er zum Fenster hinaus in die Blätter des Ahornbaumes. Dann beugte er sich über den Tisch und schrie: „Gnädige Frau, eben bei meinem Besuch hatte ich vergessen, meine Krawatte umzubinden. Hier ist sie. Bitte, schauen Sie sich die eine halbe Stunde lang an.“

Ein Unterfisch

Napoleon sagte einmal zu seinem Kammerherrn: „Ach, würden Sie mir bitte das Buch dort oben aus dem Bücherstapel geben, ich kann nicht so hoch reichen!“

„Gewiß, Majestät, ich bin größer als Sie!“ „D nein!“, lächelt Napoleon ironisch, „höher, denn länger!“

Wald Feld und Heide

Entenfang

Mit Vorkenten auf dem Anstand

Der Entenfang wird nahe am Ufer eines Flusses oder Landsees angelegt und zu dem Ende hier in einer etwa 20 bis 30 Meter langen und 2,50 Meter breiten Strede eine sehr dichte Anpflanzung von Weiden gemacht, von denen aber eine Art von rundem Strauchgewölbe oder vielmehr Bogengang verfertigt, dessen Seitenwände sowohl an der Ufer- als auch an der gegenüberliegenden Wasserseite so dicht sein müssen, daß keine Ente durchkriechen kann. Auf Flüssen, wo das Grundeis stark geht, wird zur Sicherung der Anlage unweit derselben ein Fächerdamm angeführt. An den beiden Eingängen des Fanges, an der Seitenwand — an der man zwei bis drei Öffnungen zum Hineinschwimmen der Enten anzubringen hat — und nach dem Wasser zu werden Fächertüren eingerichtet, die so eingerichtet sein müssen, daß sie schnell niederzulassen sind. In der Wand nach der Unterseite aber richtet man zwei bis drei runde Löcher ein, die durch weidengeflochtene Zusetzen geschlossen werden können.

Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung vom Fang auf Bäumen oder Fäulen aufgesetzt und mit Schilf verkleidet. Die Vorkenten werden teils außerhalb des Fanges, teils innerhalb desselben auf kleinen Schilfbüscheln angeheftet. Die der Hütte zunächst angeheftete Ente erhält einen Faden angelegt, mit dem man sie von der Hütte aus etwas lebendig machen kann, wenn sie sich zu wenig auffällig be-

nehmen sollte. Vor der einen Öffnung werden einige Stangen in das Wasser gesteckt und diesen eine solche Stellung gegeben, daß man hier ein mit Seitenwänden und einer Vede versehenes Garn aufhängen kann. Um die Ente zu fangen, werden innerhalb des Fanges sowohl auf dem Wasser als auf einer quer durchgezogenen Bohle Hafer und Malz ausgestreut, vor der auf dem Wasser ausgebreiteten Körnung aber einige Schilf- und Rohrbüschel angebracht, damit die Körnung nicht wegwchwimmen kann.

Der Entenfänger muß sich am frühen Morgen in seiner Hütte einfinden. Sobald er gewahrt wird, daß eine hinlängliche Zahl Enten in den Fang hineingeschwommen ist, läßt er die Fächertüren mittels der Zugleine schnell nieder und begibt sich nach den an der Uferseite angebrachten Löchern, vor die er, nachdem er die Türen weggenommen hat, die Garnsäcke befestigt, die bis ans Ufer hinaus angefloßt werden. Sodann begibt er sich im Kahn nach der anderen Seite des Fanges und sucht die Enten in die Netze zu treiben.

Diese Art Enten zu fangen, wird in ganz großem Stile an der Nordseeküste betrieben. Die Hauptzeit zu ihrem Betrieb ist der Herbst.

Jahr des Unheils für die Jagd

Man mag über das Jahr 1848 denken wie man will — für die Jägerei war es ein Jahr selten großen Unheils.

Die Gesetzgebung hob das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden ohne Entschädigung auf, Bauer und Handwerker griffen zum Gewehr, der Jähgall schloß sich ihnen an, und

die Mehelei begann in einem Grad, daß sich die kleine Jagd nur schwer, die große gar nicht wieder zu erholen vermochte. Umlagert von einem ganzen Heer deutlicher Schieber, verfolgt durch Kegel, Schlingen und Fanggruben verfiel das Wild dem sicheren Tode und nur in großen zusammenhängenden Waldbezirken konnte es sein Leben retten. Als man den Mißgriff einführte, die Jagdfreieit beschränkte und durch Einführung der Jagdscheine die ungezügelte Schießwut dämpfen wollte, da war es zu spät. Das mit manchem Opfer gehetzte Edewild war so gut wie gänzlich ausgerieben, das Edewild bis auf geringe Stämme reduziert, Damm- und Rehwild fast ganz ausgerottet, und nur das Schwarzwild hatte sich einigermaßen zu erhalten gewagt.

Revolutionen wirkten sich fast stets auf die Jagden des betreffenden Landes überaus ungünstig aus. War die Jagd doch stets als Vorrecht der Aristokratie blindlings geholt, galt sie doch in blinder Verehrung als Fleischstamm, die dem armen Mann verschlossen war. Die Revolution des Dritten Reiches dürfte die erste gewesen sein, die mit vollem Verständnis für die Zusammenhangsbedeutung von Jagd und Forst, von Tradition und Tier hier fördernd eingriff, half und aufbauende Geleise erließ ...

Zahlen um den Habiht

Sin und her geht immer wieder die Auseinandersetzung über die Schädlichkeit des Habihts im Revier. Untersuchungen über die Nahrungsverhältnisse hat der bekannte Raubvogelspezialist Utendörfer in bislang nicht erreichtem Umfang durchgeführt. Der Genannte hat nicht weniger als 68 Hühnerhabichte in verschiedenen Gegenden unter Kontrolle gehalten

und als Beutetiere 247mal den Eichelhäher, 122mal die Nebelkrähe, 211mal die Rabenkrähe, 216mal die Ringeltaube, 211mal die Hausstaube, 449mal das Rebhuhn und 65mal den Fasan festgestellt (alle anderen Vogelarten treten der Zahl nach gegenüber den vorstehend genannten vollkommen in den Hintergrund und können deshalb außer acht gelassen werden). Insgesamt stehen mithin 921 nützlichen 580 schädlichen Beutetiere gegenüber. Das Konto des Habihts ist also immer noch erheblich belastet. Aber die Zusammenstellung zeigt doch auch, daß der Habiht einen wesentlichen Teil seines Schadens wieder gut macht und daß man ihm dort, wo nicht ausgesprochene Interessen der Niederjagd, wie z. B. in Jagdrevieren, im Vordergrund stehen, ein Blähen gönnen und ihn nicht zu scharf verfolgen sollte. Dabei sollte der Jäger und Jeger noch folgendes beachten: Wie bei vielen anderen Raubvogelarten spezialisiert sich auch beim Hühnerhabicht fast jedes einzelne Individuum auf ein bestimmtes Beutetier. Der eine Habiht lebt vorzugsweise von Krähen, der andere von Eichelhähern, der dritte von Rebhühnern oder Tauben oder Fasanen und so fort. Welche Beutetiere der einzelne Habiht jeweils bevorzugt, ist für den, der jehenden Auges durch sein Revier geht und die Horste kennt, sehr leicht an den Rupuren festzustellen. Nach dem Ergebnis dieser Befunde sollte sich der Abschluß richten. Ist der Habiht, wie namentlich in Gebirgsgegenden mit geringem Hühnerbestand, ein Krähen- oder Eichelhäberspezialist, so sollte man ihn als willkommenen Helfer schonen; denjenigen, der vorzugsweise von Hühnern oder Tauben lebt, schätze man ab, wenn man es für notwendig hält. Der Jäger sollte sich also in seinem eigenen Interesse der Wähe nicht verdriegen lassen, vor dem Abschluß eines Raarres am Horst zunächst festzustellen, welcher Kategorie „sein“ Paar einzuordnen ist. Oder vielmehr, es ist Pflicht jedes Jägers, der auf den Namen eines Waldmannes Anspruch erhebt, erst zu prüfen und dann erst das Urteil zu sprechen und zu vollziehen. Jeden Habiht sinnlos abzutun, ist des Waldmanns nicht würdig.